COUNTWAY LIBRARY
HC 28SL 2

5

BOSTON MEDICAL
★ NOV 18 1964 ★
LIBRARY

t.5944

DES ALTEN DOKTORS
WUNDERSAMES
WACHSFIGURENKABINET

DES ALTEN DOKTORS

WUNDERSAMES

WACHSFIGURENKABINET

VON

MAX HERZ

1927

VERLAG ELBEMÜHL-GRAPHISCHE INDUSTRIE
WIEN

COPYRIGHT 1927
BY VERLAG ELBEMÜHL–GRAPHISCHE INDUSTRIE
WIEN
DRUCK DER EIGENEN OFFIZIN
EINBANDENTWURF VON JUSTINIAN FRISCH

EINLADUNG

Der eine lächelt, wo der andere vor Wehmut schmelzen möchte.

Da ist eine alte, rostige Feder, die ihr Leben lang ehrsam auf Rezeptformularien herumgekrabbelt ist, plötzlich närrisch geworden, will jung sein, Menuett tanzen und Geschichten schreiben.

Muß das nicht zum Weinen komisch sein?

Darum lasse dich nicht lange bitten, du mehr oder weniger geliebtes Atom eines geehrten Publikums, und tritt ein in mein —

MEIN WUNDERSAMES WACHSFIGURENKABINETT

WIE ES ENTSTAND

Genau weiß ich es eigentlich selbst nicht. Ich mochte ein Junge von zehn oder elf Jahren gewesen sein, — jetzt sind meine Haare weiß — als ich zu einer, wie ich glaube, recht frühen Morgenstunde die leicht gewellte und geschlängelte Landstraße einherschritt oder hüpfte. Sie zog zwischen zwei Reihen mächtiger Pappeln von meiner kleinen mährischen Vaterstadt zu dem Nachbardörfchen hin. Blauendorf war und ist der poetische Name des letzteren.

Ich blickte nach rechts in die Ferne. Da war der Horizont durch eine niedrige Hügelkette begrenzt. Hinter diesen Hügeln lag das Unbestimmte, das Unermeßliche, die Welt.

Wenn ich diese Hügel überstieg und immer weiter wanderte und wanderte, mußten geheimnisvolle fremde Länder kommen, große Städte — Rom! Warum gerade Rom, kann ich nicht sagen.

Ich hatte noch keine große Stadt gesehen. Aber plötzlich sah ich etwas Wirbelndes vor mir, grau in grau, das einer breiten Straße zwischen hohen Häusern glich. Viele Menschen wimmelten darin durcheinander.

Ein stechender Schmerz zuckte in mir auf. Diese Menschen in Rom wußten nichts von mir, wo ich doch ihrer gedachte, so liebend gedachte. Ich sehnte mich nach ihnen.

Das Bild verblaßte allmählich. Ich suchte es festzuhalten, aber es verschwand. Da packte mich eine beklemmende Angst. Das Gestern war schon stark verwischt, das Vorgestern und Vorvorgestern kaum noch zu beschwören. Sollte morgen mein heutiges Ich mit seinem erschütternden Erlebnis auch schon auf dem Wege sein zu dem schauerlichen Abgrund des Vergessens?

Wenn ich nachher lernte und immer wieder las, das Leben sei ein fortwährendes Sterben, oder wenn gar jemand die Goethesche Fanfare blies, jenes „Stirb und werde", dann sah ich immer vor mir eine Pappelallee und zwischen den mächtigen, kerzengerade aufdräuenden Stämmen einen kleinen Jungen, der Angst hat.

Der Drang, die Erscheinungen, die sich davonschleichen wollen, festzuhalten, ist mir geblieben.

Und mit einem Male war es da, das Wachsfigurenkabinet mitsamt seinem sonderbaren Namen. Es mußte vielmehr schon lange dagewesen sein, ehe ich es entdeckte. Es hatte sich ungesehen in mir entwickelt wie der Embryo im Mutterleibe.

DAS KABINET

Seinem Namen durchaus nicht entsprechend, ist es ein langer Salon mit drei Fenstern und einer Türe an einer Wand. Es sind noch zwei weitere Türen da, die eine gegenüber dem linken Fenster, die andere in der linken Querwand. Alle drei sind weiß und fast bis an den Boden verglast. Die Scheiben der linken Tür sind immer hell, so daß man hinter ihr einen sehr lichten Raum vermuten muß, während durch die Scheiben der auf der Fensterseite liegenden Türe nie ein Lichtstrahl herein dringt. Hinter ihr liegt ein unheimlicher Korridor.

Der ganze Raum ist in Grün getaucht. Die Tapeten sind grün, der Teppich, die gerippten Überzüge der geschwungenen Mahagonimöbel, die dünnseidenen Vorhängchen der zahlreichen Glaskasten.

Ich habe vorhin das Kabinet als einen Salon bezeichnet. Es ist auch wirklich ein recht altmodischer Salon, aber zugleich auch ein Museum. Ich stelle mir vor, daß ursprünglich nur die Saloneinrichtung vorhanden war und die Vitrinen des Museums allmählich hinzukamen. Das letztere geschah aber auf eine ganz besondere, gespenstische Art. Für beide Einrichtungen war nämlich nicht genügend Stell-

raum an den Wänden vorhanden und von den Salonmöbeln rückte keines von seinem Platze. So kommt es, daß zum Beispiel zwischen dem linken und mittleren Fenster ein Sofa und ein Glaskasten an derselben Stelle stehen. Ihre Konturen kreuzen, ihre Körper durchdringen sich geisterhaft so, als ob ein ungeschickter Amateurphotograph zwei Aufnahmen auf derselben Platte gemacht hätte.

Die Ausstellungsobjekte, die zumeist in den Kasten untergebracht sind, aber auch als Zeichnungen oder Aquarelle hübsch gerahmt an den Wänden hängen, sind von bunter Mannigfaltigkeit. Da gibt es kleine Wachsplastiken — daher vermutlich der Name des Ganzen — neben bronzenen Porträtbüsten, in Holz imitierten alten Waffenstücken und ganz unansehnlichen Gebrauchsgegenständen. Sie vermehren sich ohne mein wissentliches Hinzutun. Plötzlich ist ein neues da oder auch mehrere, jedes an dem ihm gebührenden Platz für immer. Und doch weiß ich ganz genau, daß ich selbst sie gebildet habe. Insoferne sie als Plastiken oder Bilder gelten wollen, sind sie absolut vollkommene Kunstwerke.

Das ist nicht so überheblich wie es klingt. Jeder schaffende Künstler wird mich vermutlich verstehen, wenn ich mich darauf berufe, daß unsere Werke erst auf dem Wege vom Kopf zur Hand jene erbärmliche Unzulänglichkeit erhalten, die dem Erzeuger ebenso das Herz bricht wie ein mißgestaltetes

Kind das Herz seiner Mutter. Die Kunstwerke meines Wachsfigurenkabinets sind eben schlauerweise nicht mit der Hand gemacht.

Und nun, Liebster, lade ich dich ein, mit mir einzutreten und das Ganze zu besichtigen, sowie auch einige Objekte. Du bist mein erster Gast. Wir durchschreiten die den Fenstern gegenüberliegende Tür — die beiden anderen Türen haben sich meines Wissens nie geöffnet. Du bemerkst sofort, daß die Sammlung in Abteilungen gegliedert ist, die durch Aufschriften gekennzeichnet sind. Es sind deren vier.

So ist die Zimmerecke neben dem linken Fenster durch einen schwarzen Vorhang abgetrennt. Eine Tafel besagt, daß sich hier die „Schreckenskammer" befinde. Gehen wir vorbei! Schon der Anblick des Vorhanges bereitet mir Unbehagen. Ich lüfte ihn nur selten. Ich schob ihn zur Seite, wenn sich mir die Faust des Schicksals so schwer auf den Nacken legte, daß mir die Knie zu brechen drohten. Dann stierte der trostlose Blick in das schaurige Dunkel dieser Ecke auf das gehäufte Gerümpel zertrümmerter Besitztümer und Hoffnungen, die da modern und rosten, und der muffige Hauch einer Grabesstimme wehte mich an: „Hast du dies alles überwunden, Mensch, wirst du auch dieses Mal nicht untergehen. Auf ein Stück mehr kommt es bei diesem Trümmerhaufen nicht mehr an." Und so war es auch immer. Doch gehen wir vorbei, das ist nichts für dich.

Da stehen wir vor der „Raritätensammlung", welche die zwischen den Fenstern aufgestellten Vitrinen füllt.

An der rechten Querwand sind ein mehrschichtiges, offenes Regale und ein Glasschrank aufgestellt. Das erstere stellt sich als „Lachkabinet" vor, der letztere trägt die Aufschrift „Devotionalien".

Indem ich mir diese, vielleicht schon allzu lange Beschreibung abringe, werde ich mir eines höchst seltsamen Umstandes bewußt. Ich kenne nur drei Wände dieses Raumes, wie bei einem Bühnenzimmer. Die den Fenstern gegenüber gelegene Wand habe ich nie gesehen. Sie ist und war immer hinter mir. Ich bin so oft durch die dort befindliche Tür eingetreten, aber ich habe mich niemals nach dieser Seite umgekehrt. Noch mehr! Ich habe den Raum niemals bewußt verlassen, weder durch eine Tür, noch auf einem anderen Weg. Und doch komme ich immer wieder von neuem hinein.

Mir scheint, als müßte jene vierte Wand für jeden Fremden sichtbar sein, nur nicht für mich.

Gibt es auch auf dieser Seite Schränke? Ist dort all das Geahnte und Erlebte aufbewahrt und verschlossen, was nicht Erkenntnis oder Erinnerung werden kann, nicht werden darf? All das, was nach dem Volksglauben erst an dem Auge des Sterbenden vorüberzieht?

Und nun, mein lieber Gast, will ich dir einige Probestücke meiner Sammlung demonstrieren und dir ihre Geschichten erzählen. Da liegt gerade in der Raritätensammlung ein Objekt vor uns, das dich in helles Entzücken versetzen würde, könntest du es leibhaftig sehen. Es ist aus Wachs gebildet, in Form und Farbe die unbeschreibliche Lieblichkeit des Originals wiedergebend, ein — — —

EIN KINDERHÄNDCHEN

Hast du Augen für dieses Wunder? Diese winzigen Gliedchen und Gelenkchen, sind das nicht Paradestücke des allerhöchsten Meisters der Feinmechanik?

Beim Neugeborenen, so lange die Seele noch schlummert, träumen auch diese unwirklich winzigen Fingerchen und verraten nur durch ein gelegentliches rührend hilfloses Zucken, daß sie leben. Aber einige Monate später, wenn sie miteinander schon sinnend spielen und das Bienenstimmchen dazu ein überirdisches Liedchen summt, möchte man sich zu Boden schmeißen und mit den Beinen zappeln oder sonst irgend etwas Unsinniges tun, so schön ist das. Noch einige Monate später und schon fährt das Händchen des Mägdleins kokett an die Schläfen, um ein Löckchen zurückzustreichen, und das des Bübchens ballt sich zur Faust, um zu packen und zu reißen.

Doch, was wir hier vor uns haben, ist ein ganz bestimmtes Kinderhändchen:

Ich saß einmal in der Elektrischen und ärgerte mich. Ich ärgere mich fast immer in der Elektrischen. Dieser Ärger ist nicht etwa eine liebenswür-

dige Gewohnheit von mir, sondern er wird immer wieder von neuem angezündet und unterhalten durch die unausweichlichen und unerwünschten Klopf-, Reibungs- und Quetschmassagen, welche meine lieben Mitpassagiere sich gegenseitig und auch mir gerne angedeihen lassen.

Der Grad der Achtung, welche in der Elektrischen der körperlichen Sphäre des Nebenmenschen gezollt wird, scheint mir nicht ungeeignet, um als Hilfsmittel zur Abschätzung der Höhe der Zivilisation eines einzelnen, wie einer Bevölkerung zu dienen. So zieht zum Beispiel der Wiener Naturmensch auch bei ganz geringer Konkurrenz vor, unter Schieben, Stoßen und Boxen in einen fast leeren Wagen zu gelangen, anstatt, wie es der zivilisierte Londoner bei seinem Omnibus tut, in freiwillig geregeltem Nacheinander den Wagen zu besteigen. Dafür erteilt der Wiener seinem Nächsten, der es sich herausnimmt, auch leben zu wollen, mehr grimmig und höhnisch als wohlmeinend, den Rat, er möge sich ein Automobil kaufen.

Ich saß in der Elektrischen auf einer zweisitzigen Querbank. Als Mitgenießer und Nachbarn hatte ich einen zeitunglesenden Herrn. Der zeitunglesende Trambahnpassagier aber ist an sich ein höchst interessantes naturwissenschaftliches Problem. Einstein hat uns — wenn ich nicht irre — gelehrt, daß jeder Körper, wenn er sich sehr rasch, etwa mit Licht-

geschwindigkeit fortbewegt, stark an Volumen und Masse zunimmt. Unsere Elektrische fährt aber nicht so rasch, daß die erstaunliche Raumbeanspruchung eines Zeitungslesers auf diese Art erklärt werden könnte. Es muß noch ein Moment hinzukommen, offenbar das Zeitunglesen. Das Einströmen intensiver geistiger Kräfte aus der Zeitung in den Leser pludert seinen Körper ebenso auf wie die Kälte den Spatzen. Wer hätte so viel Geist in einer Zeitung vermutet?

Mein Nachbar auf der zweisitzigen Bank war noch dazu kurzsichtig. Man mag noch so weit abrücken, man wird in einem solchen Falle erstaunt sein, mit wie viel beweglichen Gliedmaßen eines kurzsichtigen, zeitungslesenden Nachbarn man in innige Berührung kommt, wenn er die Spalten absucht oder gar umblättert.

All das war ich gewöhnt, aber damals trat eine Häufung ärgerlicher Umstände ein. Hinter mir, Rücken an Rücken, hatte eine grobschlächtige Frau Platz genommen, wie ich aus der Stimme schloß, die dort mit irgend jemandem konversierte. Von Zeit zu Zeit lachte sie ordinär auf und ich bekam dabei jedes Mal den steifen Rand ihrer Kopfbedeckung am Hinterhaupt zu spüren. Da warf ich schließlich protestierend meinerseits den Kopf in den Nacken, was aber keinen anderen Erfolg hatte, als, daß mir mein Hut ins Gesicht fiel und mir den Zwicker von der Nase warf.

Ich war stark irritiert und in mir der Boden für den Ausbruch einer gewalttätigen Affekthandlung gut vorbereitet. Diese erfolgte denn auch alsbald. Und das kam so: Ich fühlte unmittelbar nach meiner eben geschilderten, wenig siegreichen Abwehraktion, wie sich ein weichelastischer Körper spielerisch zwischen meinen Rücken und die Banklehne schob. Ich mußte dies für den Ausfluß einer kaum mehr zu duldenden Ungeniertheit oder Unverschämtheit, für eine demütigende Nichtachtung meiner Person, ja für eine absichtlich provozierende Handlung meiner Hintermännin halten. Ich neigte mich indigniert vor. Dadurch bekam aber jenes Ding nur freie Bahn und rutschte triumphierend meinen Rücken entlang abwärts. Da quoll in mir ein heftiger Zorn auf. Ich warf mich nach hinten, stemmte mich mit aller Kraft gegen die Rückenlehne und hatte den Feind eingeklemmt. Ich fühlte mit grimmiger Genugtuung das Zappeln und Zerren des Gefangenen. Dann gab ich ihn frei und drehte mich um, den Kampf mit geharnischten Reden fortzusetzen.

Ich drehte mich um und sah in das Gesicht eines etwa dreijährigen Bübleins. Er weinte nicht laut, aber die tränenumflorten, weit geöffneten blauen Augen sahen mich vorwurfsvoll an. Sein Händchen war es gewesen, das ich so wütend gequetscht hatte und das sich jetzt gerötet und schmerzend an das geschürzte Mündchen des Kindes preßte.

Wäre mir einmal das Unglück widerfahren, einen Menschen unabsichtlich zu töten, es könnte mir nicht schärfer auf dem Gewissen brennen, als dieses süße, mißhandelte Kinderhändchen.

*

In demselben Kasten meiner Raritätensammlung, unweit der kleinen Plastik, mit der wir uns eben beschäftigt haben, liegt eine goldene Uhr. Daß sie ein kostbares Stück ist, geht schon daraus hervor, daß sie in einem mit roten Samt ausgeschlagenen Etui ruht.

Aber nicht ihrer Kostbarkeit wegen hat sie hier ein Ehrengrab erhalten, auch hat sie mir keine schicksalsschweren Stunden angezeigt. Sie hat überhaupt nie mir gehört. Vor einem halben Menschenalter habe ich sie nur einmal flüchtig angeblickt und dennoch ruft sie in mir die Erinnerung an viele, viele Stunden wach, in denen ich die einzige erreichbare Dauerform menschlichen Glückes genoß — Behaglichkeit.

DIE UHR

Behaglichkeit! O du unzeitgemäßer Begriff, fast nur noch ein Wort ohne Inhalt in einer Gegenwart, in der das geruhsame Mittagessen zu einem hastigen Lunch atrophiert und das Mittagsschläfchen zu einem verschämten Laster degradiert ist, wo Erholung nicht mehr in einem gemächlichen Spaziergang vor dem Tore gesucht wird, sondern in einem wütenden Umsichhauen und Herumspringen, Sport geheißen!

Wer die selbstquälerische Menschheit zum Evangelium der Behaglichkeit bekehren könnte, der wäre ihr Erlöser. Er würde sie von ihrem grimmigsten inneren Feinde und bissigsten Peiniger befreien, von ihrer Geldgier, denn die Behaglichkeit ist die Objektivierung, die einzige irdische Erscheinungsform der Idee des Glücks, dieses lockenden Trugbildes und überall und jederzeit gratis oder, sagen wir vorsichtiger, fast gratis zu haben, wofern nur der jetzt nur noch bei sehr altmodischen Menschen nachzuweisende Wille zur Behaglichkeit vorhanden ist.

Als ich noch jung war, gab es in Wien eine Stätte, wo man sich für wenige Heller eine gute Portion

Behaglichkeit einfach kaufen konnte — das Stammcafé.

Wir hatten dort sogar einen stets für uns reservierten Tisch, um den wir uns täglich zwischen sechs und acht Uhr in wechselnder Anzahl versammelten, je nachdem die einzelnen, die den verschiedensten Ständen angehörten, sich bald nur für einige Minuten, bald für Stunden von ihren Berufspflichten losmachen konnten.

Einer aber war täglich da, von Anfang bis zu Ende — Herr Justian. Er war der Mast, an dem unser Ringelspiel hing, um den es sich drehte. Nicht sein Äußeres drängt mir diesen Vergleich auf, denn der alte Herr war kugelrund. Man sah es ihm nicht an, daß er, wie die Sage ging, lange bevor er, der gebürtige Nürnberger, seinen Posten in dem Wiener Stammcafé bezog, im Wiesbadener und Frankfurter Opernhaus als schlanker Lohengrin vor Kaiser Wilhelm Triumphe gefeiert hatte. Man munkelte sogar, er sei einmal verlobt gewesen. Bestimmtes wußte man nicht, denn er sprach nie von sich.

Dafür war Justian der ausdauerndste, verständnisvollste und teilnehmendste Zuhörer. Ihm berichteten wir alles, was wir gehört, gelesen, erlebt hatten. Vor ihm bauten wir unsere Luftschlösser, beklagten wir unsere Enttäuschungen, entrüsteten wir uns über die Schlechtigkeit der Menschen.

Er machte nicht viele Worte, wenn er einen an-

gehört hatte, sondern er faßte seine Gedanken über den betreffenden Gegenstand stets in einem einzigen Satz zusammen, in dem sich alle Kraft- und Nährstoffe seiner Philosophie, die ihn zu unserem geistigen Oberhaupte machte, konzentrierten, wie in einem Fleischextrakt. Er sagte immer nur:

„Ja, das sind so Sachen."

Es war offensichtlich nicht nur die kurze Wortfolge, sondern ihre angemessene Betonung, welche bei uns immer die gewünschte Wirkung hervorbrachte.

Man malte, sich gegenseitig hinaufschraubend, in Hinblick auf die stupenden Erfindungen der letzten Zeit, utopistische Zukunftsbilder der Technik. Der Stoff verpufft endlich und Justian resümiert, indem er es triumphierend hinausschmettert:

„Ja, das sind so Sachen."

Es beklagt sich einer von uns, er sei bei einer Konkurrenz durchgefallen, die Korruption der politischen Parteien sei daran schuld, und Justian preßt seufzend aus bekümmerter Kehle hervor:

„Ja, das sind so Sachen."

Mehr als die Lippen, sprachen die beweglichen, schalkhaften grauen Äuglein des Alten. Ein spitzes, kurzes Näschen dazu, feiste, rote Backen, im ganzen trotz des weißen Bürstchens auf der Oberlippe, ein schelmisches Bubengesicht.

Justian war das Wohlwollen in Person, aber Herrn Baumgartner konnte er doch nicht recht leiden.

Dieser war ein hagerer Mann von etwa fünfzig Jahren, der dadurch, daß er seinen stets nagelneu aussehenden Anzug bügeln ließ, sein Haar sorgfältig in der Mitte scheitelte und sich täglich rasierte, was damals nach unserer Meinung nur Mitglieder des Hochadels und Gecken taten, deutlich dokumentierte, daß er auf eine Art von Geltung Anspruch erhob, auf die wir anderen formlosen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und des Stammtisches nicht den geringsten Wert legten. Trotz oder wegen der forcierten Korrektheit seiner äußeren Erscheinung waren wir mißtrauisch gegen den Mann. Daß er tatsächlich im innersten Kern seines Wesens von uns verschieden war, erkannten wir daran, daß ihm der Pikkolo täglich zu seiner Melange ein kautschukartig weiches Mohnkipfel reichen mußte, das er beiderseits mit dem Zeigefinger und Daumen faßte und, die übrigen dicht beringten Finger vornehm spreizend, so lange auseinanderzog, bis es riß. Jeder von uns anderen hingegen betrachtete es als ein kränkendes Zeichen von Mißachtung, wenn das Gebäck, das man ihm bot, nicht spröde war wie ein Bologneser Glastropfen und nicht beim leisesten Biegeversuch krachend zersplitterte.

Baumgartner trug heute eine bekümmerte Miene zur Schau. Ein fragender Blick Justians brachte ihn zum Reden. Er zog ein Etui hervor und zeigte uns die goldene Uhr, die darin sorgsam gebettet lag. Es

war ein erstklassiges Werk, Marke „Glashütte". Mit dieser Uhr hatte er Pech gehabt.

In seinen Laden — Baumgartner war Uhren- und Juwelenhändler — war vor längerer Zeit ein Herr gekommen, der eine besonders gute Uhr zu kaufen wünschte. Sie dürfe im Monat um nicht mehr als drei Sekunden schwanken. Baumgartner bot ihm das beste Stück seines Lagers, das vorliegende Präzisionswerk, an. Jener begucke das Werk genau mit einer Lupe, die er mitgebracht hatte, von innen, entschloß sich zum Kaufe, bezahlte den geforderten Preis von 120 Gulden an den hocherfreuten Kaufmann, der an feilschende Kunden gewöhnt, auch zu einem nicht unbedeutenden Nachlaß bereit gewesen wäre, und ging mit seinem nunmehrigen kostbaren Eigentum davon.

Nach einigen Wochen erschien der Käufer abermals in dem Laden unseres Freundes, der ihn, in der Hoffnung auf ein neuerliches gutes Geschäft, mit freundlicher Beflissenheit empfing. Peinlich war daher die Überraschung, als der Herr das uns schon bekannte Etui hervorzog und es auf das Pult legte. Er habe die Uhr genau geprüft, im Liegen, im Hängen und im Herumtragen, in Wärme und in Kälte und sodann berechnet, daß sie im Durchschnitt um mehr als drei Sekunden im Monat differiere. Er müsse den Kauf rückgängig machen. Hier sei die Uhr, er verlange sein Geld. Offenbar ein Narr.

Baumgartner wies das Ansinnen mit ehrlicher Entrüstung zurück.

Es kam zum Prozeß. Der Richter ordnete die Einholung eines Gutachtens von beeideten Sachverständigen an. Diese prüften die Uhr genau, im Liegen, im Hängen und im Herumtragen, in Wärme und in Kälte und berechneten, daß sie im Durchschnitt um fünf Sekunden im Monat differiere. Baumgartner erhielt seine Uhr wieder und mußte das Geld zurückerstatten.

Als er seinen Bericht beendet hatte, sah er sich nach Trost suchend und nach Beileidskundgebungen schmachtend in unserem Kreise um. Und Justian seufzte denn auch kummervoll: „Ja, das sind so Sachen."

In meiner Schädelhöhle aber flammte ein Blitzlicht auf. Mir bot sich hier endlich die Gelegenheit, eine Geschichte anzubringen, die ich längst gerne am Stammtisch von mir gegeben hätte. Ich bat um die Erlaubnis, ein Märchen erzählen zu dürfen, das zwar nicht aus Tausendundeiner Nacht stamme, aber ganz gut dort stehen könnte. Die Lehre, die sich daraus ergebe — so begründete und entschuldigte ich heuchlerisch mein Vorhaben — könne unserem Freund Baumgartner vielleicht in vorliegendem Falle von erheblichem Nutzen sein.

Man war bereit, mich anzuhören, und ich begann die Geschichte

Von Ibrahim und seinem Verleumder

Zu dem Kadi eines stillen Dorfes kam eines Tages der Korbmacher Ibrahim, ein schon bejahrter Mann, und führte bittere Klage, weil sein bisheriger Freund Jussuf im Dorfe die abscheulichsten Gerüchte über ihn verbreite.

„Ich bin", versicherte Ibrahim, „ein ehrlicher und friedliebender Mann und erwarb mir dadurch viele Freunde, die als solche mir zu erhalten ich stets eifrig bemüht war. Indem Jussuf mich in den Augen meiner Mitbürger herabsetzt, beraubt er mich meines kostbarsten Gutes und der Kummer darüber vernichtet die Ruhe meiner Tage und den Schlaf meiner Nächte. Daß mir aber diese bittere Enttäuschung gerade von demjenigen bereitet wurde, der unter allen meinen Freunden immer am eifrigsten bemüht war, ja noch immer bemüht ist, mich an seine Zuneigung und sogar an seine Ergebenheit glauben zu machen, das brennt mir wie höllisches Feuer auf der Seele."

Der Kadi ließ Jussuf rufen und fragte ihn, warum er denn so schlecht von seinem Freunde spreche.

„Allah ist mein Zeuge," begann Jussuf, „daß ich Ibrahim liebe, trotz aller seiner Fehler. Da ich ihn aber liebe, muß ich nicht bestrebt sein, einen möglichst vollkommenen Menschen aus ihm zu machen?

Könnte mir das gelingen, wäre ich blind gegen seine Fehler? Ist es nicht meine Pflicht, allen denen, deren Urteil durch freundschaftliche Gefühle getrübt ist, zu dem gleichen Zwecke die Augen über den wahren Ibrahim zu öffnen? Kann es nicht im Namen der göttlichen Wahrheit unsere Gemeinde, ja die ganze Menschheit von mir fordern —"

Der Kadi unterbrach ihn:

„Mache es kurz, Jussuf. Was hast du dem Ibrahim vorzuwerfen?"

„Nun denn: Ibrahim ist ein grober Mensch, ein gewalttätiger Mensch, ein unmoralischer Mensch."

„Hm," brummte der Kadi kopfschüttelnd in seinen lang herabwallenden Bart, „das ist viel auf einmal. Ein grober Mensch, sagst du?"

„Jawohl, ein grober Mensch. Ich will es ihm nicht anrechnen, daß er mich eben erst vor kaum einer Stunde einen Unmenschen, einen Schuft und Schurken nannte, denn er versteht mich nicht, er erkennt in mir nicht seinen wahren Freund und den Arzt seiner Seele. Ein Beispiel aber diene dir für viele. Unlängst begegnete ihm auf der Straße unser armer Gemeindeschreiber. Der fragt ihn demütig und teilnahmsvoll: ‚Wie geht es dir, mein lieber Ibrahim, du fühlst dich doch hoffentlich ganz wohl, mein lieber Ibrahim?' Meinst du nun, Kadi, er hätte ihm für die Teilnahme höflich gedankt, wie sich's gebührt? Mit den scheußlichsten Schimpfworten hat er den armen

Schreiber nur so überschüttet, daß der nicht wußte, wie ihm geschah und entsetzt entfloh."

„Stimmt das?"

„Es ist so, Kadi, doch höre, wie es dazu kam!" Und Ibrahim berichtete:

„Es war ein angenehmer Sommerabend, als ich auf der Landstraße gemächlich neben meinem müden Esel einherschritt. Wir kamen von dem Nachbardorfe, wo ich Ware abgeliefert hatte. Ich war in das Nachdenken über einen Satz des Koran versunken und befand mich in recht behaglicher Stimmung. Da riß mich ein Bekannter, dem ich begegnete, aus meiner Versonnenheit, indem er mich anhielt und fragte, ob mir nicht etwas fehle, ich sei so blaß. Nun mußt du wissen, Kadi, mich braucht nur jemand zu fragen, ob ich nicht unwohl sei, und mir wird schon übel, oder mir zu sagen, ich sei blaß, und ich bin es schon. Kein Wunder also, daß mir gleich darauf ein anderer riet, rasch mein Bett aufzusuchen. Das machte mich nun vollends krank und ich beschleunigte meine Schritte. Als aber ein Dritter herzusprang und sich bereit erklärte, eiligst zum Bader zu rennen, damit er mir zur Ader lasse, warf ich mich, um rascher zu entfliehen, auf mein müdes Tier und spornte es mit meinen bereits zitternden Knien zu einem eiligen Trab an. Das fiel aber erst recht auf und die Vorübergehenden bombardierten mich nur so mit wohlgemeinten, teilnahmsvollen Zu-

rufen. Die Guten wußten ja nicht, daß eben dies das Gift war, das mich krank machte und das mich, ich bin davon überzeugt, sogar töten könnte. In stummer Erbitterung gegen meine Peiniger sprengte ich durch die Gasse. — Endlich erreiche ich doch mein Haus und halte mich schon für gerettet. Als ich aber mit einem Seufzer der Erleichterung in mein Hoftor einreiten wollte, erwischte mich noch der unglückselige Schreiber. Seine Frage durchschnitt die Fesseln meines Zornes und ich schüttete die übervolle Schale meines Ingrimmes über ihn aus. Das Schimpfen und Fluchen erleichterte mich außerordentlich, kränkte aber den unschuldigen Schreiber. Darum suchte ich ihn am folgenden Tage auf, erklärte ihm meine Schwäche und bat ihn um Verzeihung. Der Gute verzieh mir auch gern. Diese Sache ist, glaube ich, erledigt."

Der Kadi raffte seinen Bart in der rechten Faust zusammen und entschied:

„Daß dir der Schreiber so leicht verzieh, ehrt ihn, nicht dich. Du bist ein Grobian, das ist erwiesen. — Ibrahim ist auch ein gewalttätiger Mensch?"

Mit dieser Frage wandte sich der Kadi an Jussuf, der, aus dem Beklagten in den Ankläger verwandelt, sich in dieser Rolle sehr behaglich fühlte, besonders, da die Verhandlung sich so vielversprechend gestaltete.

„Kadi, ich möchte fast sagen, ein gefährlicher Mensch. Du kennst den buckligen Schuster. Den hat er durchgeprügelt, ohne daß dieser ihm auch nur das Allermindeste angetan hätte. Vielleicht nur deshalb, weil ihm sein Buckel nicht gefiel."

„Hast du den Schuster geschlagen, Ibrahim?" ließ sich der Baß des Kadi vernehmen.

„Ja, ich habe den Kerl durchgeprügelt."

„Was hat er dir getan?"

„Nichts."

„Er hat dir nichts getan und du schlugst ihn? Warum, beim Zorne des Propheten, hast du es dann getan?"

Ibrahim schien sehr verlegen und stotterte:

„Das kann ich dir nicht sagen, Kadi — du würdest wütend werden."

„Ich bin schon wütend", brach jener los. „Sprich, ich befehle es dir!"

„Ich habe den Schuster geschlagen — ich habe ihn geschlagen — nun, weil er dich ein Kamel genannt hat."

Der gefürchtete Wutausbruch des Kadi stellte sich nicht ein. Es zuckte vielmehr wie ein unterdrücktes Lachen um den schmallippigen Mund, den der dichte, weiche Schnurrbart frei ließ.

„Wie kannst du, zum Teufel, wissen, ob der Schuster nicht die Wahrheit gesprochen hat", sagte er. „Ja, ja, du bist ein gewalttätiger Mensch, Ibra-

him. — Du sprachst von seiner Unmoral, Jussuf. Wie steht es damit?"

Jussuf pries jubelnd den Scharfsinn des Richters. Dann schmetterte er hervor:

„Schamlos ist er, der alte Mann. Er hat die schöne Zuleika am Busen gefaßt."

Ibrahim war verblüfft. Das Erstaunen und die Entrüstung, die sich in seinen Zügen malte, konnte nicht anders als ehrlich sein.

„Zuleika? — Ich kenne keine Zuleika. Ich weiß nicht, ob sie schön oder häßlich ist."

Der Kadi weidete sich an seinem Anblick.

„Ich muß dir glauben, Ibrahim. Aber sage mir, hast du nicht früher einmal oder sogar öfter Ähnliches begangen?"

„Mein Gott, Kadi, man war doch auch einmal jung."

„Also du gestehst. War es diese Zuleika nicht, so war es eben eine andere. War es nicht gestern, so war es eben vor einem Monat oder vor zehn Jahren. So war es doch gemeint, mein lieber, guter Jussuf?"

Der Angeredete kreuzte die Arme über der Brust und verneigte sich tief.

„O Kadi! Deine Weisheit verdient den ungeheuren Ruf, den sie genießt. Es ist so, wie du sagst. Möge Allah dir dies und das bescheren!"

Das Beweisverfahren war geschlossen und die Stellungnahme des Richters unverkennbar. Kein

Wunder, daß Ibrahim auf das tiefste betroffen war, denn er hatte nichts weniger erwartet, als daß er, der hier Schutz vor den Verfolgungen eines falschen Freundes gesucht hatte, das Gericht als ein Verurteilter verlassen werde. Er schluckte krampfhaft und preßte mühsam die Worte hervor:

„Du siehst mich fassungslos vor Überraschung, Kadi. Doch ich ehre deine Würde und deine Weisheit und nehme dein Urteil an. Jussuf ist demnach ein Ehrenmann und ich bitte ihn um Verzeihung, weil ich anders von ihm dachte. Jetzt aber möchte ich, wenn du gestattest, gar zu gerne und eiligst nach Hause gehen, damit mir hier nicht etwa ein Wort entschlüpfe, das mich neuerdings zum Angeklagten machen könnte."

„Geduld, Geduld, du trotziger Alter," erwiderte der Kadi, „du hast mein Urteil noch nicht gehört. Auch ist ein Urteil, dünkt mich, unvollständig, enthält es nicht die Strafe oder, fügt es sich so, den Lohn."

Er ließ sich den Koran reichen und blätterte in dem Buche, als suche er eine passende Stelle. Dabei schien er aber belustigt blinzelnd die beiden Gegner zu beobachten. Ibrahim stand da mit gekreuzten Armen, das Haupt gesenkt, die Stirn gerunzelt und die Lippen fest zusammenpressend, während ihn Jussuf mit höhnisch auseinandergezogenen Mienen triumphierend maß.

Endlich schien der Kadi gefunden zu haben, was er brauchte. Er schlug mit der flachen Hand auf das Buch, reckte sich hoch auf und sprach mit einer so tiefen Stimme, daß man hätte meinen können, er hole sie aus einem Stiefelschaft herauf, wenn er nicht Pantoffel an den Füßen gehabt hätte:

„Es steht geschrieben: Wer die Tugenden seines Nächsten nicht liebt, der kann nicht in den siebenten Himmel kommen. Wer nur dessen Fehler sieht, der muß schon auf den fünften Himmel verzichten. Wer aber" — hier begann seine Stimme zu einem zornigen Donnerrollen anzuschwellen — „wer aber gar die Schwächen seines Nebenmenschen geflissentlich ausforscht, um sie den anderen Lästermäulern preiszugeben, der ist ein miserabler Schubiak und soll schon hienieden kräftiglich gezüchtigt werden. So steht es geschrieben."

Er schloß das Buch und befahl, dem verdutzten Jussuf sofort 25 Stockhiebe auf die Fußsohlen zu verabreichen.

Jussufs Gesicht erbleichte und zog sich angstvoll in die Länge wie ein Mohnkipfel zwischen den graziösen Fingern unseres Herrn Baumgartner.

„Kadi, Kadi," rief er jammernd, „du mußt dich vergriffen haben, du hast eine falsche Seite in deinem Buche aufgeschlagen."

Aber es half ihm nichts. Die Exekution wurde auf

der Stelle in Angriff genommen und alsbald erfüllte das Schreien des Gezüchtigten den Raum.

Nachdem das Urteil vollstreckt war, rief der Kadi den Delinquenten wieder zu sich. Dieser kam ächzend und hinkend herbei.

„Du hast deine wohlverdiente Strafe empfangen, jetzt sollst du auch deinen ebenso wohlverdienten Lohn erhalten: für jeden Stockhieb ein Goldstück."

Der Kadi zog seinen ledernen Geldbeutel hervor und zählte Jussuf, in dessen Mienen Schmerz und Freude um den Vorrang stritten, 25 Goldstücke in die zitternde Hand. Dann wandte er sich an Ibrahim:

„Du wunderst dich, mein Lieber, daß ich deinen Feind belohne? Und noch dazu aus meiner Privatschatulle! Er hat mir einen großen, großen Dienst erwiesen, für den ich ihm mein Leben lang dankbar bleiben will: er hat mir dich gebracht! — Seit zwanzig Jahren bin ich der vielgeplagte Kadi dieses Dorfes und seit eben so langer Zeit spähe ich vergebens nach einem würdigen Mann umher, auf dessen Schultern ich diese Last übertragen könnte. Und nun kommt dieser Jussuf daher — Allah selbst (gepriesen sei sein Name!) hat seine Schritte gelenkt — und zeigt mir, daß unter uns ein Mensch lebt, dem selbst ein gehässiger Freund nicht mehr nachsagen kann, als daß er einen lästigen Frager beschimpft, einen Krakehler durchgeprügelt hat und daß er gegen eine schöne Frau galant gewesen sein soll. Ein

solches Wunder bist du. Du bist mein Nachfolger. Gib mir deinen Fez -- hier hast du meinen Turban." Dabei stülpte er dem Überraschten seine pompöse Kopfbedeckung auf den Schädel. „Jetzt setze dich auf meinen Platz und Allah erleuchte dein schwaches Gehirn, ehrwürdiger Kadi!"

*

Meine Geschichte war zu Ende. Ich hatte mich ordentlich in Saft geredet.

Es war unheimlich still um den Stammtisch. Von nebenan hörte man das Klappern der Billardbälle. Kein Murmeln der Bewunderung lohnte die gebotene dichterische und rezitatorische Leistung. Auch der Mund unseres Oberhauptes Justian öffnete sich nicht zu der uns so geläufigen, allumfassenden Sentenz.

Meine Blicke wanderten im Kreise herum, aber sie begegneten nur gesenkten Lidern. Nur ein Kirschenaugenpaar flammte mich bezaubert an. Es war der Pikkolo. Der herzige Kleine hatte sich herangeschlichen, um zuzuhören. In den Bannkreis meiner Erzählung gelangt, war der sonst so quecksilberne Patron zu einem regungslosen Lauscher erstarrt. Und so stand er da, alle seine Pflichten vergessend, mit offenem Mündchen, die Serviette, die unaufhörlich zu schwingen sein wichtigstes Amt war, unter den linken Arm geklemmt. Ich dankte dem

Bübchen durch einen warmen Händedruck für seinen stillen Beifall.

Herr Baumgartner saß da, in tiefes Nachdenken versunken, die Stirne in eine Hohlhand gebettet. Endlich erhob er das wohlfrisierte Haupt und unterbrach das quälende Schweigen:

„Eine hübsche Geschichte, Herr Doktor, sie war wirklich sehr hübsch Ihre Geschichte. Aber — Sie entschuldigen schon — wie kommt der Kadi zu meiner Uhr?"

Mir strömte eine eisigkalte Blutwelle zum Herzen. Ich war ein ausgepfiffener Schauspieler. Ich hatte meine Zuhörerschaft gelangweilt!

„Mich auch!" sagst du, mein vielgeliebter Gast? Das ist undankbar und taktlos, ein viel zu billiger Spaß für einen gebildeten Menschen. Nimm dich in acht, Schuster, ich bin Ibrahim!

Jawohl, ich war und bin Ibrahim. Nur ein einziger, aber sehr wesentlicher Umstand unterscheidet uns: Ich habe den guten Kadi bis heute noch nicht gefunden. Ich brauchte nur mich und meinen falschen Freund in orientalische Gewänder zu stecken und das Märchen, das ich eben erzählt hatte, war fertig. Ich hatte schon lange das Bedürfnis, es meinen Freunden zum Besten zu geben, aber es wollte sich keine passende Gelegenheit dazu bieten. Welcher Teufel ritt mich, daß ich meine Marktware gerade in dem Momente auspackte, da unser materia-

listischer Mikrokosmos ganz von Herrn Baumgartners verlorenem Prozesse eingenommen war? Nur ein Kindergemüt hatte ich in Bewegung zu setzen vermocht, weil ihm alle Prozesse der Welt zusammengenommen nicht so interessant waren wie ein Märchen.

Aber wie kam tatsächlich der Kadi zu der Uhr? Eine für den Gleichgültigen fernliegende, daher nur für mich anreizende Analogie hatte mich verleitet. Dort war eine ausgezeichnete Uhr verleumdet worden, hier ich, ein ausgezeichneter Mensch. Dort Gericht, hier Gericht. Jeder Mensch gleicht ja mehr oder weniger einem Resonator, der aus dem Straßenlärm immer nur seinen Eigenton verstärkt herausholt, aber ich gehöre wirklich nicht zu jener Kategorie widerwärtiger Egoisten, die dem Passanten unmerklich in ihre eigene Gasse abzulocken verstehen, die sich der Anteilnahme an fremdem Gemütsleben entziehen, indem sie geschickt oder brutal die Richtung des Gespräches aus dem Empfindungsbereiche des anderen in ihre eigene Interessensphäre abbiegen. Ich bin im Gegenteil, ein stets aufnahmsbereiter Müllkasten für die lästigen Abfälle der Seelenhaushalte meiner zahlreichen Freunde und Bekannten.

Ich befand mich in der höchst widerlichen Lage eines, der einen Witz, den er zum Besten gegeben hat, erst noch erklären soll, weil ihn niemand verstanden hat.

Mein Ruf, ja meine bürgerliche Stammgastexistenz, stand auf dem Spiele.

Das Räderwerk meines Bewußtseins begann zu wirbeln. Mein blödes Auge starrte in das Halbdunkel einer Hölle, in dem sich die Schatten der Infernalischen wiegten. Da — die Felswände tun sich auf — es wird hell — eine lachende Frühlingslandschaft liegt vor mir (Tannhäuser I. Akt, Verwandlung). Meine kreißendes Gehirn hatte einen genialen Gedanken geboren. Das Hochgefühl, das mein Inneres durchbrauste, mag nur wenigen erlesenen Geistern beschieden sein. So mußte Archimedes empfunden haben, als er sein Heureka, Shakespeare, als er seinen Falstaff, Edison, als er seinen Phonographen erfand. Auf die Gefahr hin, überheblich zu erscheinen, spreche ich es aus: In jenem Momente war ich im anspruchsvollsten Sinne des Wortes genial.

„Meine Herren," so redete ich meine Tischgenossen in dem Tone mitleidiger Überlegenheit an, „Sie begreifen nicht, wohin mein orientalisches Gleichnis zielt? So muß ich deutlicher werden. Was hat der kluge Kadi getan? Er hat einen Tadel in ein Lob verwandelt, Fehler in Tugenden. So muß auch unser Freund Baumgartner mit seiner Uhr verfahren.

Wäre ich an seiner Stelle, ich legte meine Uhr an den auffallendsten Platz meiner Auslage und ein Plakat dazu:

Diese Uhr
wurde von gerichtlich beeideten Sachverständigen geprüft im Liegen und im Hängen und im Herumtragen und in Wärme und Kälte und es wurde berechnet, daß sie im Monat durchschnittlich
NUR
um fünf Sekunden
differiert.
Preis: 120 Gulden.
Die gerichtlichen, dokumentarischen Belege werden g r a t i s mitgeliefert.

So wie es jenen Dreisekundennarren gab, wird es sicherlich, davon bin ich überzeugt, auch Fünfsekundennarren geben."

Baumgartner befolgte meinen Rat und nach drei Tagen war die Uhr verkauft, aber nicht um den ursprünglichen Preis von 120, sondern um 240 Gulden, denn unser Freund verstand sein Geschäft.

*

Daß mir dieser Baumgartner, dieser Mensch ohne jegliche Bedeutung heute nicht aus dem Kopf will!

Seiner Bekanntschaft verdanke ich eines meiner schäbigsten Objekte, ein Häufchen schmutziger

Glasscherben, die Reste einer Tintenflasche. Sie liegen dort aufgeschichtet auf einem Brett des offenen Regales neben der dunklen Türe, in dem Winkel, der sich bereits als „Lachkabinet" vorgestellt hat.

Die dazugehörige Geschichte endet nicht mit einer Moral, das heißt nicht mit einer nachdenklichen Sentenz für Kaffeehausstammgäste und Kinder, ja sie ist beinahe eine unmoralische Geschichte. Auch haben die Scherben nicht etwa deshalb in dem Lachkabinet Aufnahme gefunden, weil ich selbst über den Vorfall, der die einst so elegant etikettierte und vornehm verkapselte Flasche in diesen traurigen Zustand versetzte, besonders herzlich gelacht hätte, sondern deshalb, weil man mich ihretwegen durch lange Zeit ausgelacht und gehänselt hat.

DIE ZERBROCHENE TINTENFLASCHE

Der Wachmann, der Herrn Baumgartner an der belebten Straßenkreuzung, nächst der Oper als Dieb verhaftete, besaß sicherlich keine tiefere naturwissenschaftliche und psychologische Bildung, sonst hätte er diesen bedauerlichen Mißgriff nicht getan, sondern gewußt, daß ein Dieb nicht immer ein Dieb, vielleicht niemals ein Dieb ist.

Das unwissende Volk gleicht diesem ungeschickten Organ der öffentlichen Sicherheit, indem es die Elster eine Diebin schilt, weil sie alles, was glänzt, liebt und sich anzueignen sucht. Mit verstehenden und verzeihenden Blicken aber sieht die Naturgeschichte auf dieses unscheinbare graue Geschöpf. Es ist das der herabgekommene Sprößling eines höchst vornehmen Geschlechtes, der prunkvolle Paradiesvogel ist sein richtiger Vetter. In diesem edlen Geschlecht hat sich von Urzeiten her ein schönes Gebrauchstum erhalten. Der Bräutigam baut für das Weibchen, das er heimzuführen gedenkt, kunstvoll aus Baumzweigen die sogenannte Hochzeitslaube. Sodann trägt er bunte Steinchen zusammen, mit denen er das Brautgemach schmückt. Unsere arme Elster baut

keine Schlösser mehr, sie hat dringendere Sorgen, aber ein paar glitzernde Glasscherben trägt sie immer noch gerne zusammen.

Sublimierte Erotik als Sammeltrieb könnte ein moderner Psychologe dieses Problem nennen.

Seitdem ich das weiß, stehe ich manchem meiner Bekannten verständnisvoller gegenüber. Einer von ihnen sammelt bäuerliche Frauenhäubchen, ein anderer Bucheinbände, ein dritter wies mir eine messingene Muttergottes als ägyptische Antiquität aus der Pharaonenzeit vor. Ich hatte sie früher ungerechterweise allesamt für Amateurkaufleute gehalten, die für ein Nichts kostbare Dinge unkundigen Leuten ablisteten und die unerfahrenen Sportkollegen im Tauschhandel anschmierten. Sie mögen mir meinen Irrtum verzeihen!

Herr Baumgartner war auch ein Sammler. Er sammelte Spazierstöcke. Nicht etwa sehr alte Stöcke oder solche, deren Knöpfe oder Krücken besonders kunstvoll gebildet, oder die dereinst neben sehr hohen oder berühmten Persönlichkeiten auf holperigem Bürgersteig einhergestapft waren, sondern einfach solche, die ihm selbst schlechthin als schön erschienen.

Zu dem Schönheitsideal dieses korrekten Mannes gehörte aber vor allem blanke Spiegelglätte. Darum schien es ihm von Zeit zu Zeit, wenn bei einzelnen seiner Lieblinge unter den unvermeidlichen atmo-

sphärischen Einflüssen — die verheerende Wirkung der Leidenschaften kam ja hier glücklicherweise nicht wie beim Menschen in Betracht — die Haut anfing zu welken, für notwendig, die derart Bedrohten zu einem Künstler der Schönheitspflege zu bringen, der sie wieder zu voller Jugendfrische aufblühen ließ, indem er sie polierte. Um wie viel schöner wäre doch die Welt, wenn wir alle Spazierstöcke wären!

So schritt er denn eines Tages mit einem Dutzend Stöcke unter dem Arm den gewohnten Weg und gelangte zu der sehr belebten Straßenkreuzung nächst der Oper. Vorsichtig wie er war, begab er sich zunächst auf die kreisrunde Insel, um dort abzuwarten, bis der Übergang für Fußgänger frei wäre. In der Mitte des Kreises aber hatte ein stattlicher Wachmann seinen Posten, offenbar zur Verschönerung des großstädtischen Straßenbildes, denn er tat nichts, vielleicht an Stelle eines kostspieligeren Kandelabers, aber er leuchtete nicht im Dunkeln.

Das Auge des Amtsorganes richtete sich in berufsmäßigem Mißtrauen auf den harmlos tuenden Passanten. Und schon lag auch Begehrlichkeit in seinem Blick. So etwa stelle ich mir das Gesicht eines Raben vor, der, auf seinem Aste sitzend, am Boden eine Käserinde entdeckt zu haben glaubt.

„Was haben Sie denn da?" tastete sich der Wachmann heran.

„Spazierstöcke."

„Alle Menschen, die ich kenne," sagte hierauf der Polizist nach einer kurzen Pause des Nachdenkens über die doch an sich gar nicht überraschende Antwort gewichtig und schon ein wenig vorwurfsvoll, „alle Menschen, die ich kenne, haben auf der Straße an einem Stock genug."

„Ich aber kenne einen Krüppel, der braucht zwei", lachte gut gelaunt Baumgartner, der die Gedanken des anderen durchaus nicht erriet, und wollte hinüber, da die Straße eben frei war.

Das aber sah wie ein Fluchtversuch aus und der sprungbereite Menschenjäger bannte ihn durch einen strengen Zuruf fest.

„Wie kommen Sie zu so vielen Stöcken?"

„Ich bin Spazierstocksammler."

„Und was sind Sie sonst?"

„Uhren- und Juwelenhändler."

„Bravo! Da dürfen wir ja noch auf schöne Überraschungen in Ihren Taschen gefaßt sein. Sie kommen mit mir zur Wachstube!"

Widerstand wäre Wahnsinn gewesen. Es hatte sich auch schon eine aufmerksame Gruppe von Menschen auf der Insel angesammelt, darunter zwei handfeste Kerle, die deutlich zu erkennen gaben, daß sie sich gerne an der Unschädlichmachung eines so gefährlichen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft beteiligt hätten.

Was für den Wachmann schließlich doch nur ein dringender Verdacht gewesen war, war für den in der Wachstube amtierenden Polizeikommissär sofort die volle Gewißheit. Jeden Versuch unseres Freundes, Aufklärungen zu geben und seine Unschuld zu beweisen, schnitt er durch ein donnerndes „Schweigen Sie!“ ab und ordnete eine Leibesvisitation an.

Da häufte sich denn auch bald auf dem Tische ein kleiner Berg recht hübscher Sächelchen auf. Außer dem kostbaren Fingerschmuck kam eine goldene, mit Edelsteinen gezierte Zigarettendose, ein wertvoller Crayon und noch manches andere schöne Stück aus dem Warenlager Baumgartners zum Vorschein, das dieser zur Hebung seiner unscheinbaren Persönlichkeit an sich selbst zur Ausstellung zu bringen gewöhnt war.

„All das haben Sie gekauft — natürlich. Wie gerade niemand im Laden war, wie? Wo war denn das?“

„Gumpendorferstraße 78.“

„Es ist schön, daß Sie sich zu einem Geständnis herbeilassen. Wem gehört das Geschäft?“

„Sie werden lachen, Sie umgekehrter Sherlock Holmes — meiner Wenigkeit gehört das Geschäft.“

Das war Tusch, aber leider auch eine Amtsehrenbeleidigung. Fünf Minuten später befand sich der geschniegelte und gebügelte Baumgartner anstatt an seinem Stammtisch im Arrestlokal in einer Gesell-

schaft, die sich wenigstens äußerlich sehr wesentlich von der unsrigen unterschied.

Es dauerte lange, bis man seine Identität festgestellt hatte und ihn frei ließ, denn damals war ein Telephon noch eine Seltenheit, besonders bei Privaten, und die Polizei hatte es damals ebensowenig eilig, wie heute.

Von dort kam er direkt zu uns. Er fand bei seinem Bericht eine außerordentlich aufmerksame, aber leider mehr zur Schadenfreude als zum Mitleid gestimmte Zuhörerschaft vor.

„Sie sollten sich für alle Fälle entlausen lassen", meinte Herr Justian und kratzte sich. Derartiges wirkt ansteckend und so kam es, daß bald die ganze Tafelrunde damit beschäftigt war, sich je nach dem Temperament des einzelnen durch Streichen, Reiben, Kratzen oder Zwicken von den abscheulichen Juckempfindungen zu befreien, die nicht nur am Kopfe und an den Armen, sondern leider auch an den verborgenen Körperstellen auftraten, an die zu greifen man in Gesellschaft gerne vermeidet.

Baumgartner aber wendete sich an mich, den Arzt:

„Ich habe mich entsetzlich aufgeregt. Mir brummt der Schädel. Was könnte ich denn da gleich nehmen, damit mir besser wird?"

„Ein Sitzbad", lautete meine Verordnung, die den Armen sichtlich enttäuschte, da er auf ein Gratisrezept für alle künftigen Zustände gehofft hatte.

Wir Ärzte sind nicht geizig. Wir spenden gerne die Segnungen unserer Kunst auch ohne Lohn und Dank an unsere armen Mitmenschen. Wenn aber ein Mastbürger die Straße oder das Kaffeehaus zum Ordinationszimmer ernennt und daraus eine Methode zur Einschränkung seines Haushaltungsbudgets macht, dann lehnt sich hie und da einer von uns dagegen auf.

Dies hatte schon einmal ein Kollege im Café Herrn Baumgartner gegenüber auf witzige Art getan. Dieser hatte es verstanden, nur so gesprächsweise („Es wird Sie interessieren, Herr Doktor", pflegt man derartige Konsultationen einzuleiten) die Bemerkung anzubringen, daß ihn ständig ein höchst quälender Brechreiz plage und daß der bloße Anblick einer Speise ihm schon Übelkeiten bereite. Der so indirekt Befragte schüttelte bedenklich den Kopf und entschied dann zur höchsten Verblüffung der aufhorchenden Runde:

„Wenn es gar zu arg wird, muß das Kind abgetrieben werden."

Der Schlaue wußte nämlich, daß Baumgartners Tochter guter Hoffnung war, und erriet, daß es dem besorgten Vater nur darum zu tun war, seinem leidenden Kinde eine nicht honorarpflichtige Konsultation als Liebesgabe heimzubringen.

Unser sparsamer Mitbürger stellte im Rahmen meiner persönlichen Erfahrung das höchstgezüchtete

Exemplar einer Spezies dar, die höchstens in der Rolle eines Finanzministers auf den Beifall einer größeren Anzahl von Zeitgenossen rechnen darf. Er wußte sich alles, aber auch alles, zum Erzeugungs- oder Selbstkostenpreis des Erzeugers oder Händlers zu verschaffen, indem er freundschaftliche, verwandtschaftliche, landsmännische oder politische Beziehungen geltend machte oder sich als Wiederverkäufer aufspielte. Die Selbstkosten eines Rezeptes aber veranschlagte er auf Null. Jeden bürgerlichen Nutzen, den ein anderer auch bei ihm beanspruchte, betrachtete er als ein ihm angetanes Unrecht wie die Steuern, die Staat und Gemeinde von ihm verlangten.

Da die Enttäuschung über meine Sitzbadverordnung gar zu offensichtlich war, fühlte ich mich veranlaßt, eine Erläuterung hinzuzufügen:

„Sie haben vermutlich ein Baldrianrezept erwartet, verehrter Freund. Die moderne Wissenschaft verachtet den Baldrian und dergleichen. Wir sind jetzt sehr auf das Psychologische erpicht. Wenn Sie zum Beispiel das Sitzbad nicht auf der Stelle nehmen wollen oder können, dann sagen Sie, bitte, mehrere Male laut: Es wird mir schon besser, es wird mir schon besser! Sie wollen nicht? Sie tun Unrecht. Nach der modernen Wissenschaft hätte es heute ü b e r h a u p t nicht zu einer so großen Aufregung und vor allem zu keiner Amtsehrenbeleidi-

gung kommen dürfen. Man muß beizeiten ‚abreagieren'. Wenn Sie -- Gott behüte — wieder einmal in eine Situation geraten sollten, wo der Zorn Sie zu übermannen droht und Sie leicht eine Dummheit begehen können, dann packen Sie nur irgendeinen Gegenstand, der Ihnen gerade zur Hand liegt, und schleudern Sie ihn kräftig zu Boden. Dann fahren gewissermaßen die Dämonen des Zornes in das Geschmissene hinein und Sie sind gerettet. Hätten Sie mich doch vorher gefragt!"

Ein scheeler Seitenblick drohte mir Vergeltung.

*

Einige Monate später kam es. Ganz unvermutet fuhr er auf mich los:

„Sie nennen sich einen Arzt? Mit Ihren teuflischen Ratschlägen bringen Sie die Leute ins Unglück, jawohl ins Unglück. Hören Sie, was Sie angerichtet haben:

Lese ich da von der neuen amerikanischen Erfindung, der Goldfüllfeder, verschaffe mir ein Muster für mein Geschäft und kaufe in der Papierhandlung eine Flasche Tinte dazu. Das Luderzeug will aber nicht schreiben. Im Gegenteil, es kommen nur so einzelne dicke Patzen auf das Papier. Das war eher ein Zwetschkenmus, als eine ordentliche Tinte. Ich trage natürlich die Flasche zu dem Papierkrämer zurück und verlange mein Geld wie-

der. Der aber wird anzüglich und lacht mich noch wegen der neuen amerikanischen Erfindung aus. Wie er so meckert und spottet, der Schuft, fühle ich, wie mir alles Blut in den Kopf steigt, ich sehe feurige Räder und ein gräßlicher Gedanke taucht in mir auf: ‚Du mußt den elenden Papierkrämer ermorden!' — Da meldete sich eine Stimme in meinem Innern: ‚Was hat der übergescheite Doktor damals gesagt? Wenn man im Zorn eine Dummheit begehen will, soll man etwas zu Boden schmeißen, hat er gesagt.' — Und da lag auch schon die Tintenflasche auf dem Boden, in tausend Scherben und schwamm in ihrem Blute. — Zugleich aber ertönte ein markerschütternder Schrei, daß mir die Wirbelsäule zu einem Eiszapfen gefror. Frau Merdinger war es."

Frau Merdinger, die schöne Frau Merdinger! Die entzückende, junge Witwe aus der Margaretenstraße! Der Name elektrisierte uns alle. Auch des alten Herrn Justian Knabenmund spitzte sich, als ob er pfeifen wollte.

„Jawohl, die schöne Frau Merdinger", fuhr Baumgartner fort. „Sie hatte in demselben Moment, wo ich nach der weisen Lehre unseres psychologischen Herrn Doktors verfuhr, die Ladentüre geöffnet, um einzutreten, und stand nun da, das reizende, weiße Kostüm, das ihr so gut steht — Sie wissen ja — von oben bis unten mit Tinte bespritzt. Vielmehr,

sie stand nicht da, sondern fiel sofort in Ohnmacht oder noch richtiger, sie fiel nicht, sondern ich fing sie auf, ich umarmte sie gewissermaßen, jawohl — hm. Wer ist nun an allem schuld? Unser Herr Quacksalber hat ja möglicherweise dem Papierkrämer das Leben gerettet, aber sicher ist doch, daß er das Kostüm der schönen Frau Merdinger umgebracht hat. Wer also hätte eigentlich dieses zu bezahlen?"

Ich wehrte mich auf das Energischeste gegen diese unverschämte Zumutung.

„Sie oder die moderne Wissenschaft, das gilt mir gleich", höhnte mein Gegner. „Aber das Schlimmste haben Sie noch nicht gehört, meine Herren. Diese Umarmung hatte Folgen. Sie hat sie leider noch. Ich bin nämlich kein Schmutzian (O ja!) und bestellte bei dem bekannten Damenschneider Kittelmacher, mit dem ich zufällig verschwägert bin, ein elegantes weißes Kostüm für Frau Merdinger. Dieser Esel aber hat die üble Gewohnheit, auf seine Briefumschläge seinen Namen zu stampiglieren. Heute morgens nun übernimmt meine Frau die Post vom Briefträger, entdeckt einen Brief mit dem Aufdruck ‚Kittelmacher, Damenschneider', wird neugierig, öffnet, findet eine Rechnung für ein elegantes weißes Damenkostüm, von dem sie nichts weiß, und — — brauche ich mehr zu sagen? Sie kennen doch meine Frau."

Ob wir sie kannten! Ein leises Erschauern ging durch unsere Reihen. Wohl dir, mein lieber Gast, daß du sie nicht gekannt hast! Gott hatte dieses mächtige Weib mit Lineal und Winkelmaß konzipiert. Ich hatte immer den heimlichen Wunsch, man möge sie der blühenden studierenden Jugend der Medizin darbieten. Sie hätte sich, ohne das übliche Abschaben und Auskochen, als unverwüstliches Knochenpräparat nützlich machen können. Dazu eine flache Adlernase, ein stets nach Feinden ausspähender Herrscherblick, eine Stimme, die die Herrlichkeit unserer Tage, das Saxophon, vorausahnen ließ, der Wille zur Macht in Person.

Wir waren erschüttert. Wirkliches Mitleid mit unserem armen Freunde bewegte unsere Herzen.

„Ja, das sind so Sachen", seufzte Herr Justian.

Baumgartners Stimme bebte, als er sagte:

„Herr Doktor, daß Sie nicht zahlen wollen, begreife ich, dafür habe ich Verständnis. Aber das sind Sie mir doch schuldig, daß Sie meiner Frau den Zusammenhang erklären, denn mir glaubt sie nicht, ja, sie hört mich gar nicht an."

Ich willigte gerne ein und wir verabredeten uns für den folgenden Tag.

Nach meiner Sprechstunde holte er mich ab und wir wanderten seiner Wohnung zu. Unsere Schritte glichen anfangs denen der Riesen im Rheingold, aber sie wurden immer zaghafter und zaghafter, je

näher wir unserem Ziele kamen. Endlich stand ich dem Drachen gegenüber.

Ich ließ keine schmetternde Fanfare ertönen, wie Siegfried in der gleichen Situation. Schließlich hat auch er das Fürchten erst bei einer Frau erlernt. Mir flatterte das Herz im Busen ängstlich wie ein Vöglein, da mich dieser eisige Blick vom Kopf bis zu den Fußspitzen musterte als den verworfenen Spießgesellen eines verbrecherischen Ehegatten.

Aber war ich nicht Arzt, auch Seelenarzt? Ich salbte meine Stimmritze mit dem Öl der Sanftmut und begann mit den zärtlich vibrierenden Tönen der Prediger und Ärzte zu reden wie zu einem Schwerkranken. Ich redete und redete, ich redete gütig, dann herzlich, dann dringlich, ich richtete den wärmenden Strahlenkegel des Reflektors meiner in der selbsterzeugten Rührung verschwimmenden Seele auf diese vertrocknete Brust, ich streichelte sogar diese Mumienhand.

Und das Eis schmolz. Meine Beredsamkeit hatte gesiegt. Ihre Mienen glätteten sich, so weit es die Runzeln dieses strengen Antlitzes gestatteten.

Doch was war das?! Die sonst so starren Züge ihres Gesichtes begannen sich krampfhaft zu verzerren, die Augäpfel verdrehten sich. Entsetzen packte mich, ich dachte an einen Schlaganfall. Aber es war etwas noch Schlimmeres. Mein diagnostischer Scharfblick erkannte schließlich, daß diese Gesichts-

muskulatur auf höchst unnatürliche und darum so erschreckende Art sich anstrengte, ein Gefühl auszudrücken, zu dessen mimischer Darstellung sie nach ihrer Bauart und vieljähriger entgegengesetzter Übung nicht befähigt war. Ich hatte in meinem blinden Eifer das Mittel überdosiert, Frau Baumgartner war in eine zärtliche Stimmung geraten. Allmächtiger Gott, Liebesgluten in diesem knochigen Brustkasten! Mir schlotterten die Knie.

Ich machte noch einen schwachen Versuch, den Armen zu retten, indem ich ihn am Arme faßte, um ihn an den Stammtisch mitzunehmen. Er aber erkannte die Unabwendbarkeit seines Schicksals. Er komme bald nach. Ich stürzte mit gesträubten Haaren auf die Straße.

Unterwegs beruhigte ich mich einigermaßen, denn ich tröstete mich mit dem Gedanken, er müsse schließlich doch an derartiges gewöhnt sein, ebenso wie die Gänse an das Geschlachtetwerden.

Am Stammtisch wurde ich als ein Held empfangen und gefeiert.

Endlich kam auch Herr Baumgartner. Aber er hatte kein Wort der Bewunderung oder des Dankes für mich, im Gegenteil nur schadenfrohe, höhnische Blicke. Hie und da stieß ihn von innen her ein heimliches Auflachen.

Allgemeines Befremden ringsum über dieses sonderbare Benehmen.

Schließlich ließ er sich doch herbei, den Mund aufzutun:

„Wissen Sie, verehrter Herr Medizinmann," wandte er sich an mich, „daß meine Frau auf die Geschichte mit der zerbrochenen Tintenflasche hineingefallen ist, das ist kein Wunder, dafür ist sie ja ein Weib. Aber Sie, ein gelehrter Mann, Psychologe und Arzt dazu —"

„Wie — was! Haben Sie am Ende der Frau Merdinger für das Malheur gar kein Kostüm gekauft?"

„O ja — das schon. Ich habe unserer entzückenden Witwe sogar ein sehr elegantes weißes Kostüm machen lassen — aber doch nicht wegen eines Tintenspritzers!!"

ERGÄNZENDE BEMERKUNGEN ÜBER DAS WACHSFIGURENKABINET

Jetzt, lieber Freund, rate ich dir, höre an mir vorbei. Ich fühle, daß in mir jene Hemmung schwach zu werden beginnt, die als Beschränkung den Meister macht, ich fühle, daß ich schwatzhaft werde.

Wenn dir die Kunst des Vorbeihörens noch nicht geläufig ist, mache dich raschestens mit ihr vertraut. Du wirst das Leben dann weitaus erträglicher finden.

Diese erhabene Kunst ist sicherlich von einem Fakir erfunden worden, denn sie befähigt ihre Adepten, eines der peinigendsten Übel zu ertragen, den schwatzhaften Menschen. Du brauchst nämlich nur zu wollen und das folternde Redegeräusch verdämmert zu dem sanften Murmeln eines Forellenbaches. Das Lächeln, das sodann deinen Mund umspielt, macht dir überdies noch den beifallsarmen Redner zum Freund.

Aber so wie jener berühmte Kollege, ein Nervenarzt, darf man es nicht machen. Dieser war vermöge der Eigenart seines Spezialfaches in besonders hohem Grade Redeexzessen von seiten seiner Patienten ausgesetzt. Eines Tages saß da einer ihm gegenüber, der sprach unaufhaltsam. Der Professor ergab sich in sein Schicksal und betrachtete liebevoll einen Sonnenstrahl, der auf der Platte seines Schreibtisches spielte. Da kam eine Fliege heran und wärmte sich auf dem runden, hellen Fleckchen. Sie machte ein paar rasche Schrittchen, putzte sich die Flügel, dann den Kopf. Es war sehr amüsant, das Tierchen zu beobachten. Der Professor vertiefte sich in den Anblick des niedlichen Schauspiels und vergaß ganz und gar den Patienten, dessen Herzensergießungen ein einförmiges, fernes Geräusch erzeugten. Da überkam den Gelehrten, der in den Ferien ein passionierter Nimrod war, die Jagdlust. Er holte, um das Tier nicht scheu zu machen, sehr langsam und vorsichtig mit der Rechten aus und — perdautz — wirbelten Bleistifte, Federhalter, Schale, Tintenfaß, kurz alle beweglichen Gegenstände, die sich im Bereiche des flachen Bogens befanden, den die Forscherhand über dem Schreibtisch beschrieb, durch die Luft. Der Schuß war zu kurz bemessen.

Die Fliege flog davon. Der Klient tat dasselbe

mit nicht viel geringerer Geschwindigkeit, ohne wie sonst in landesüblichen Werten eine Spur seines irdischen Dagewesenseins zu hinterlassen. Zum Fliegenfangen habe er zu Hause Gelegenheit genug, meinte er.

Der einsam gewordene Denker aber saß da, wie aus einem epileptischen Anfall erwacht, und starrte verständnislos auf eine Schreibfeder, die sich ihm während der Luftpartie seiner Hand in den rechten Daumenballen gebohrt hatte.

Das getreue Abbild des auf so sonderbare Art zu historischer Bedeutung gelangten Insektes siehst du hier.

*

Dein Besuch, mein Freund, bringt mir eine Tatsache zum Bewußtsein, die mir bisher vollständig entgangen war, eine Entdeckung, die mich veranlaßt, diese ergänzenden Bemerkungen über mein Wachsfigurenkabinet hier anzubringen.

Dieses Museum ist zwar mein ureigenstes Eigentum, aber ich bin nicht Herr darin.

Bis zu diesem Augenblick, wo ich dir, meinem lieben Besuch, an der Hand einiger geschickt gewählter Proben einen, wenn auch nur flüchtigen Überblick über das Ganze vermitteln möchte, war ich der festen Überzeugung, ich könne nach freiem Belieben wählen und dieses oder jenes Stück, das

mir besonders charakteristisch unter den übrigen Stücken seiner Art erscheint, hervorholen, um es dir zu demonstrieren. Zu meinem großen Erstaunen aber merke ich, daß ich nicht frei bin. Ich wähle nicht, sondern es bietet sich mir an.

Da springt mir zum Beispiel die kleine, wächserne Porträtbüste auf schwarzem Holzsockelchen in die Augen. Sie stellt meinen alten, längst verstorbenen Freund und Kollegen, Dr. Oliva, dar. Ich kann an ihr nicht vorbei. Ich werde von ihr sprechen müssen.

Seit Jahrzehnten steht sie bescheiden an ihrem Platz, ohne daß sie mir aufgefallen wäre. Ja, wenn ich noch vor einer Stunde, selbst absichtlich, auf ihren Standort hingesehen hätte, ich hätte sie wohl kaum bemerkt oder wenigstens diese markanten Züge nicht erkannt. Erst, als wir vorhin vor dem „Lachkabinet" standen und ich über die psychologische Medizin harmlos zu scherzen versuchte, leuchtete das Standbildchen förmlich auf. Ich handle unter einem Zwang, indem ich mich ihm zuwende. Es wird mir klar, daß hier zwischen den Objekten kreuz und quer unsichtbare Fäden gespannt sind, denen ich im Zickzack folgen muß. Hier waltet ein Naturgesetz.

Die Sache ist für mich selbst zu neu, als daß ich mich klarer ausdrücken könnte.

So gestaltet sich dein Besuch zu einer Ent-

deckungsreise für mich. Ich glaubte, ein Wachsfigurenkabinet zu besitzen, und habe deren hundert oder mehr. Welches von ihnen in diesem Raume deutlich werden soll, hängt nur von dem Objekt ab, das ich als Erstes ergreife. Dieses ruft zwangsläufig ein bestimmtes zweites, dieses ein drittes wach usw. in langer Reihe.

Unsere heutige Reihe will sich unweigerlich nicht anders als zu einer hauptsächlich ärztlichen gestalten. Ganz gegen meinen Willen. Als ich dich in mein Privatestes einführte, war meine ursprüngliche Absicht, dir gegenüber schlechthin als ein alter Mensch zu gelten, der von hier aus die Welt betrachtet wie andere alte Menschen auch, Hans Sachsisch resigniert. Meinen ärztlichen Beruf hätte ich dir gerne verheimlicht, weil mich aus Gründen der Eitelkeit die dadurch gegebene Einschränkung verdroß, oder deshalb, weil man sich manchmal freut, für etwas anderes genommen zu werden, als man ist. Mir zum Beispiel macht es Vergnügen, auf der Reise als Maschinentechniker zu gelten.

Welche Erleichterung doch unserem Gemüte gewährt wird, wenn uns die Erkenntnis einer gesetzmäßigen Notwendigkeit der Pflicht der Überlegung und Entschlußfassung enthebt! Ich überlasse mich willenlos einer höheren Gewalt. Sie treibt und steuert zugleich. Das Ziel der Fahrt kann ich nur unsicher ahnen und wollen.

Ich erwäge also nicht mehr sorgfältig, was von den zahllosen Sachen und Sächelchen ich für dich herausgreifen soll, sondern ich nehme, was sich anbietet.

Wenn mich abends im Bett unlustbeladene Gedanken quälen und mich allzu munter erhalten, dann treibe ich gerne und immer mit gutem Erfolg ein Spiel, das ich bei mir das Assoziationsspiel nenne. Ich stelle mir im Geiste einen beliebigen Gegenstand vor, der mir gerade einfällt, und betrachte ihn aufmerksam. Da taucht bald ein anderer auf, mit dem ich ebenso verfahre. Eine dritte Vorstellung erscheint usw. und bald versinke ich in dem gestaltlosen Meer des Unbewußten. Ein Beispiel:

Turmspitze — Wetterfahne — Horizont — Morgenröte — Faust begrüßt die aufgehende Sonne — Eos' Viergespann — — antikes Pferderennen — — pflügender Landmann — — — Schlaf.

So will ich es jetzt versuchen.

Sollte der Effekt bei dir der gleiche sein, dann schon im voraus gleich: Gute Nacht!

DR. OLIVA

Dr. Oliva war um etwa 20 Jahre älter als ich. Wir verstanden uns trotzdem gut und hatten Freude aneinander. Ich hatte ihn schon als Jüngling kennengelernt, da ich jährlich einige Ferialtage in dem Landstädtchen, in dem er praktizierte, bei sehr lieben Verwandten zu verbringen pflegte. Wir hatten Respekt vor einander. Mir flößte der stramme, hochgewachsene, ältere Herr mit seinem langen, kahlen Schädel, der plumpen Nase, dem grauen Backenbart, der goldgefaßten Brille vor den prüfenden grauen Augen aufrichtige Hochachtung ein. Er hingegen sah in mir einen aufstrebenden Förderer der von ihm so sehr geliebten Wissenschaft, denn ich hatte schon in sehr jungen Jahren durch einige Publikationen Hoffnungen auf eine schöne Karriere erregt, die allerdings bald spurlos im Sande versickern sollte.

Dr. Oliva war durch und durch Arzt, nicht nur ein kritisch denkender, sondern auch ein verstehender und innig mitfühlender Arzt. Er drückte einem so leicht und doch so menschlich warm die Hand. Ehre seinem Andenken!

Bei schönem Wetter nahm er mich gerne auf eine

seiner beruflichen Wanderungen in die Umgebung des Städtchens mit. Wir bezeichneten diese Gelegenheiten eines harmlosen Meinungsaustausches anspruchsvoll als unsere philosophischen Spaziergänge.

So schritten wir denn auch einmal munter auf der Landstraße fürbaß und ich plauderte über Episoden aus meiner Laboratoriumstätigkeit, weil mir ja die Sache am Herzen lag und er, wie ich wußte, derartiges gerne anhörte.

Ich kam auf Tierexperimente zu sprechen und erwähnte eine Ratte, der man das Rückenmark durchschnitten hatte. Dadurch wurde das Hinterteil des Tieres vollkommen unempfindlich. Dem Experimentator lag viel daran, das Objekt möglichst lange am Leben zu erhalten, um die durch den operativen Eingriff hervorgerufenen Entartungsvorgänge studieren zu können. Die Ratte machte ihm aber einen Strich durch die Rechnung, indem sie sich selbst auffraß. Sie erkannte ihre eigene hintere Körperhälfte, weil diese unempfindlich geworden war, und kein Schmerz sie mehr warnte, nicht mehr als einen Teil ihres Selbst und benagte sie wie ein fremdes Stück Fleisch.

„Viele Religionen", meinte da Oliva, „möchten dem Schmerze einen höheren Sinn unterschieben als Läuterungs- oder Erziehungsmittel für ein folgendes Jenseits. Aber wenn es eines Beweises dafür be-

durft hätte, daß die Natur den Schmerz nicht erfunden hat, um die Kreatur zu plagen, sondern um sie durch ihn zu zwingen, Verstümmelungen ihres Körpers auszuweichen, diese Ratte hätte ihn erbracht. Siehe die sogenannte Feigheit des Hasen! Ist er feige, weil er wehrlos ist? Im Gegenteil, er ist wehrlos, weil er feige ist. Wer so gut rennen kann, braucht sich mit Wehr und Waffen nicht zu beschweren und was es nicht braucht, das verkümmert beim Tier oder bildet sich gar nicht erst aus."

Ich: Es ist gewiß kein neuer Gedanke, den auszusprechen es mich drängt. Sind nicht viele oder vielleicht gar alle mit Unlust beladenen Gefühle natürliche Einrichtungen, die in letzter Linie den Zweck haben, das Individuum vor Schaden zu bewahren, also Abwehrgefühle? Um deutlich zu sein, möchte ich einige Gefühle nennen, die mir gerade einfallen: Der Ekel, die Angst, das Grauen und vor allem jene Affekte, die sich um die Vorstellung vom Tode gruppieren, wie die Angst vor dem Sterben, das Entsetzen beim Anblick des Hinscheidens eines anderen Lebewesens, das Grauen vor einer Leiche usw.

Er: Bei jeder Verallgemeinerung ist die größte Vorsicht am Platze. So ist mir der unüberwindliche Ekel, ja das Grauen, das die meisten von uns bei der Berührung mit einer, wenn auch noch so harmlosen Spinne empfinden, nicht ohne weiteres ver-

ständlich, denn wir lassen doch eine Fliege ohne jedes Unbehagen über unsere Hand krabbeln und fassen unbedenklich den so kräftig bewaffneten Hirschkäfer an. Da fällt mir übrigens eine Legende ein, die in einem unserer Dörfer beharrlich erzählt und geglaubt wird.

Die Spinne.

In jenem Dorfe lebte vor Zeiten ein alter Pfarrer, der sich durch seine Menschenfreundlichkeit die allgemeinsten Sympathien erworben hatte. Überdies war er dafür bekannt, daß er die Vorschriften sowohl der Religion wie der Kirche außerordentlich genau nahm und sie, milde gegen andere, aber von unerbittlicher Strenge gegen sich selbst, auf das allergenaueste befolgte.

Der hatte nun an einem hohen Festtag eine feierliche Messe zu zelebrieren. Das Psalmodieren der zittrigen Stimme des geliebten alten Herrn hätte schon allein genügt, die willige Gemeinde in eine andächtige Stimmung zu versetzen, aber die hellen Stimmen des Chores und die sonoren Töne der freilich schon ein wenig asthmatischen Orgel taten heute ein übriges und es war sehr schön.

Um so überraschender und beklemmender mußte wirken, was jetzt kam. Es war in jenem mystisch umnebelten Augenblick der heiligen Handlung, wo

der Priester von dem Weine als dem Blute des Herrn genießen soll, als es geschah.

Er wollte den Becher an die Lippen setzen. Da sah man, wie sein Gesicht sich aschfahl verfärbte. Die vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen starrten in das Gefäß. Dann wandte er das Gesicht ab und streckte die heftig zitternde Hand mit dem Kelche weit von sich. Man sprang herzu, nahm ihm den Gegenstand seines offensichtlichen Abscheus ab und führte den bebenden, einer Ohnmacht nahen Greis in die Sakristei.

Die Orgel war verstummt. Die aufgeregte und um das Wohl ihres guten Seelsorgers besorgte Gemeinde verharrte anfangs, durch den unerwarteten Vorgang gelähmt, in dem Schweigen der ersten Überraschung. Dann aber ging ein bekümmertes Murmeln durch die Menge. Was war geschehen? Ein plötzliches Unwohlsein, ein Schlaganfall?

Nein. Es kam die Nachricht aus der Sakristei, der alte Priester habe in dem Augenblick, da er den Rand des Kelches mit den Lippen berühren wollte, bemerkt, daß auf dem Spiegel des Weines eine riesige, fette Kreuzspinne schwamm, die, wer weiß wie, in das Gefäß geraten war. Der Abscheu vor dem widerlichen Tier habe ihn übermannt und ihn gezwungen, die heilige Handlung abzubrechen. Man habe nachgesehen und gefunden, daß er sich nicht getäuscht habe.

Den Pfarrer mußte man zu Bette bringen. Die heftige seelische Erschütterung hatte sich auch auf seinen gebrechlichen Körper fortgepflanzt und ihn stark angegriffen.

Und da saß nun auf dem Rande seines Bettes und pflegte ihn und streichelte ihm die magere, blasse Hand die liebliche Margarete. Sie war des Schulmeisters siebzehnjähriges frommes Töchterlein. Der Pfarrer hatte sie seinerzeit selbst getauft und vor seinen Augen war sie herangewachsen. Jetzt war sie für jedermann eine Augenweide und ein wahrer Seelentrost. Dem Alten aber war sie lieb, wie ein süßes Enkelkind, und sie hing ihm in herzlicher Liebe an, wie einem Großvater.

Schon wollte er sich erholen und nach einigen Stunden gekräftigt sein Lager verlassen, als ihn mit einem Male ein Gedanke wieder zurückwarf, der in seiner Brust beklemmend auftauchte und sein Herz wie mit Geierklauen umkrallte. Dies geschah so plötzlich, daß Margarete aufschrie.

Dieser Gedanke aber war: Was sollte mit dem Wein in dem Kelche geschehen? Wegschütten durfte man ihn nicht, denn das war ja kein schlichter Wein mehr, sondern das Blut des Heilands. Und dieses mußte von ihm genossen werden. Wie sollte man aber das widerliche Tier aus der Flüssigkeit entfernen? Sein Körper und seine Beine waren doch mit dieser benetzt und würden unfehlbar einige

Tropfen mit sich nehmen und so schimpflich vergeuden. Oder sollte ihn gar seine Priesterpflicht verbinden, den Wein mitsamt der — — —? Er konnte es nicht zu Ende denken. Ein jedes der weißen Härchen, die sich noch hie und da auf seinem kahlen Schädel kräuselten, straffte sich zur Borste.

Margarete streichelte begütigend die Wangen des aufgeregten Greises und meinte, der geistliche Herr aus dem Nachbardorfe, der würde schon Rat wissen.

Der Herr Amtsbruder kam, hörte mit wichtiger Miene an, was man ihm berichtete, kratzte sich hinter dem linken Ohr, putzte seine Brille und erklärte dann, daß dies eine verteufelt kitzliche Angelegenheit sei, die man dem erzbischöflichen Konsistorium unterbreiten müsse. Da der Herr Amtsbruder in seinem gegenwärtigen Zustande besser das Bett nicht verlasse, sei er selbst bereit, ein entsprechendes Schreiben zu verfassen und an die vorgesetzte Kirchenbehörde abzusenden. Dieser Vorschlag wurde mit Dank angenommen.

Die gelehrten Herren des geistlichen Konsistoriums fanden die Frage sehr wichtig und vor allem im höchsten Grade interessant. Sie veranstalteten öffentliche Disputationen darüber, ob der Wein mit oder ohne Spinne auszutrinken sei, und, als sich keine Zuhörer mehr fanden, griffen sie zu ihren Federn und beschrieben viel Papier, indem sie für

und wider stritten, denn die Meinungen waren und blieben geteilt. Sie blieben es auch, als der Streit in den übrigen Teilen der kirchlichen Welt Aufmerksamkeit erregte und einen mächtigen papierenen Widerhall fand, so daß eine respektable Literatur entstand, die später unter dem Titel „Der Spinnenkrieg" gesammelt und veröffentlicht wurde.

Es wäre vielleicht zu einer Spaltung der Kirche gekommen, wenn man sich nicht schließlich dahin geeinigt hätte, daß nur der Papst selbst die Frage entscheiden könne.

Über alledem aber verging sehr viel Zeit und unser armer, lieber Greis lag indes, in der Bangigkeit der Erwartung, trotz Margaretens liebevoller Pflege nicht gesundend, in seinem Bett und der Wein versauerte und verschimmelte und die Spinne verfaulte darin.

Endlich — endlich kam das Urteil aus Rom. Aber es war niederschmetternd: Der Wein müsse bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden — mitsamt der Spinne.

Margarete fuhr auf wie eine wilde Katze, als die Botschaft kam, und schüttelte drohend ihr Fäustchen nach der Richtung, wo sie Rom und den Papst vermutete. Unser armer Dulder aber verwies ihr dieses unchristliche Benehmen mit sanften Worten und erklärte ihr, wie den heilig gesprochenen Märtyrern noch viel Schwereres auferlegt worden,

als ihm und daß die Selbstüberwindung zwar die schwerste aber auch die heiligste Pflicht des Menschen sei. — Sie möge ihm den Becher kredenzen, er sei bereit ihn zu leeren bis auf den letzten Tropfen.

Margarete ging hin, um den Becher zu holen. Die Beine wollten sie kaum tragen. In der Kirche sank sie hin vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und lag lange schweigend da. In Strömen flossen die Tränen aus ihren Augen und das Schluchzen wollte ihren zarten Körper schier zerreißen. Endlich sprach sie:

„Heilige Jungfrau, ich weiß nicht, was recht ist und was unrecht, aber was mir mein Herz zu tun gebietet, das weiß ich. Ist es Sünde, dann bitte du für mich vor unserem Herrn um Vergebung."

Dann nahm sie den Becher, eilte mit ihm auf den Hof des Pfarrhauses, schüttete den widerlich riechenden Inhalt fort, wusch und rieb am Brunnen das Gefäß so sauber und blank, als es nur je gewesen. Und alsbald war es mit frischem Wein gefüllt und in der Küche fand sich eine saftige Rosine, die bestimmt ward, in den Wein versenkt zu werden und so die Rolle des Spinnenkadavers zu übernehmen.

„Hochwürdiger Herr, hier ist das Tränklein. Fast neid ich's euch, so köstlich mutet es mich an. O, was macht Ihr doch so schmollende Falten wie unser Kleinstes zuweilen bei seinem Löffelchen Grießbrei! Schnuppert nur daran, es duftet wie würziger Wein

frisch aus dem Keller und, was darinnen auf dem Boden liegt, scheint mir nicht anders denn ein saftig Beerlein."

Dann hielt sie dem Greis den Becher an die Lippen. Der sah vor sich nichts als ein genäschig sich krauselndes Mündchen und zwei übergroße, strahlend blaue Augen, die ihn mit Mitleid und Liebe überfluteten. Sein Gesicht verklärte sich und er trank in großen Zügen, bis der Becher leer war. Auch das Klümpchen rutschte am Schlusse glatt durch die Kehle. Dann sank er in die Kissen zurück und war tot.

*

Ich: Diese Legende, wie Sie es nennen, könnte vom Anfang bis zum Ende wahr sein.

Dr. Oliva: In dieser Ihrer Bemerkung liegt eine höhere Anerkennung, als wenn Sie gesagt hätten, Sie wüßten sicher, es habe sich das Erzählte wirklich zugetragen und zwar genau in der geschilderten Weise.

Ich: Das soll wohl heißen, daß im Rahmen unserer Unterhaltung die Wahrscheinlichkeit mehr gilt als die historische Wahrheit?

Er: So ist es. Als tatsächliches Ereignis stellt derartiges nicht mehr als einen kuriosen Fall dar. Daß aber niemand darin etwas Sinnwidriges empfindet, daß wir im Gegenteile die Not des Alten

schon als bloße Möglichkeit, anstatt sie zu verlachen, bedauernd mitfühlen, zeigt uns, daß wir ebenso wie er, uns bis zur Sinnlosigkeit vor einem Gegenstande ekeln und grausen können, den uns keinerlei selbsterlebte Erfahrung als unheilvoll erscheinen läßt. Ist denn unser Verhalten gegenüber ganz harmlosen schlangenartigen Tieren nicht das gleiche?

Ich: Ich habe mir über Ähnliches schon Gedanken gemacht. Ich will mich kurz fassen, um Sie nicht zu langweilen. Das Grauen erscheint mir als die Urform aller Abwehrgefühle. Es ist die instinktive Ablehnung eines unbestimmt Drohenden, das wir weder anschaulich noch begrifflich erfassen können. Was wir sinnlich erfassen und verstehen, erregt in uns nicht Grauen, sondern Furcht oder Abscheu oder Ekel. Es graut uns vor einer Mitternachtsstunde auf einem Friedhof, — vor einem Raubtier oder einer Schußdetonation kann man sich nur fürchten. Die Tiere nun, die sinnlich und begrifflich nicht so unterscheiden können wie wir, dürften von dem Gefühle des Grauens häufiger befallen werden als der Mensch.

Er: Meine Vorstellung von der Sache ist phantastischer oder einfacher, wie Sie wollen. Ich stelle mir vor, daß in unvordenklichen Zeiten unsere schon menschlichen oder noch tierischen Vorfahren vielleicht von spinnenartigen Lebewesen auf beson-

ders tückische Art, etwa bei Nacht, bedroht waren. Der Abscheu vor den Spinnen ist uns geblieben wie der Wurmfortsatz.

Ich: Hat nicht Lionardo da Vinci nach der Überlieferung, als er ein außergewöhnlich grauenhaftes Fabeltier darstellen wollte, die Gestalt der Spinne gewählt?

Er: Ein sonderbarer Gedanke, der mir da durch den Kopf schießt: Sollte nicht etwa der geniale Mensch, ebenso wie er die höchsten Entwicklungsmöglichkeiten unserer Gattung darstellt, auch der reichste Erbe und Bewahrer der auf uns überkommenen Urinstinkte sein? Ich denke in diesem Momente an die unermeßlichen Abgründe und Höhen in Shakespeares Seele.

Ich: Gestatten Sie eine Gegenfrage, Herr Doktor. Glauben Sie, daß es Menschen gibt, denen ein Urinstinkt fehlt, daß zum Beispiel jemand das Gefühl des Ekels nicht kennt?

Er: Wenn Sie von Geisteskranken absehen wollen — nein.

Ich: Ich aber habe einen solchen kennengelernt.

Der Zeigefinger.

Die Vorlesung über gerichtliche Medizin hatte einen höchst ungünstigen Platz in unserem Stundenplan, nämlich unmittelbar nach dem Mittagessen.

Man hatte nicht eben vornehm, aber dafür um so kompakter gespeist oder gar auch, wenn man den Ersten des Monats noch nicht weit hinter sich hatte, ein kleines Glas Bier dazu getrunken. Träge an Geist und Körper betrat man den Hörsaal und ließ sich schwer in einer der amphitheatralisch ansteigenden Sitzreihen nieder. Brachte aber überdies noch der Sommer richtige Hundstage, die sich naturgemäß um die Mitte des Tages herum am empfindlichsten auswirkten, dann mußte man hart gegen den bleiern sich herabsenkenden Schlaf ankämpfen, wobei man, wie ich leider gestehen muß, nicht immer Sieger blieb. Da die klinischen Symptome einer solchen Niederlage, wie das nickende Vornübersinken des Kopfes oder auch hie und da unartikulierte, rasselnde Kehllaute in der Nähe des Katheders für Auge und Ohr deutlicher erkennbar waren, zog man im allgemeinen die hinteren Sitzreihen vor. Nur gegen Ende des Monats, wo den Verdauungsorganen weniger Arbeit zugemutet wurde, herrschte im Proszenium lebhaftere Bewegung, da man doch einigen Wert darauf legte, von dem Vortragenden, also dem späteren Prüfer, in seiner Vorlesung bemerkt zu werden.

Ich kann nicht umhin, hier eines aufregenden Zwischenfalles Erwähnung zu tun. Eines Tages, während der Professor, der ein ausgezeichneter Schilderer und begeisterter Lehrer war, mit der

liebevollen Innigkeit eines genießenden Ästheten die an Wasserleichen zu beobachtenden Veränderungen beschrieb, wurde einer der Hörer, ein kleiner, wohlbeleibter, rosiger Junge vom Schlafe vollständig übermannt. Den Kopf auf den Arm gelegt, stieß er anfangs nur von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus. Dann aber ließ er ein rhythmisch an- und abschwellendes, röhrendes Geräusch vernehmen. Es war nicht musikalisch, uns aber machte es Freude. Der Vortragende, der sich an seiner eigenen Wortmalerei berauschte, bemerkte zunächst nichts. Als aber der Schlummernde ein anderes Register zog und ein mächtiges Sägegeräusch die dicke Luft des Saales durchschnitt, spitzte auch er die Ohren. Bei einem besonders kräftigen Riß an der Säge blieb dem erstaunten Gelehrten der Flußkrebs, von dem er gerade erzählte, wie er sich von Menschenfleisch mäste, in der Kehle stecken und er richtete seine kriminalistischen Forscherblicke auf die Stelle, von der die unwahrscheinlichen Geräusche herkamen. Jetzt weckte ein kräftiger Rippenstoß den Schläfer. Aus seinen Träumen so plötzlich in die Wirklichkeit zurückversetzt, fand er sich nicht gleich zurecht. Dann aber glaubten seine noch umnebelten Sinne in den aufsteigenden Sitzreihen das ihm so sehr vertraute Bild der vierten Galerie eines Theaters zu erkennen und er begann, da seine schlaftrunkene Logik ihm einen Aktschluß vortäuschte, wütend zu

applaudieren. Das setzte natürlich unserem Gaudium die Krone auf, konnte aber für ihn böse Folgen haben. Wir inszenierten daher einen Volksauflauf mit Lynchjustiz, indem wir den Tumult nach Kräften vermehrten und den Übeltäter mit tunlichster Beschleunigung aus dem Saale entfernten. So wurde die Feststellung seiner Personalien verhindert und er der rächenden Hand der empörten Disziplinarbehörde entzogen.

In dem gleichen Hörsaale saß ich an einem außerordentlich schwülen Hundstage und befand mich in einem sonderbaren Zustande zwischen Wachen und Träumen — betäubt ist vielleicht die richtige Bezeichnung. Mein Gehirn hat in solcher Verfassung eine merkwürdige Fähigkeit: Es erfaßt den Sinn gesprochener Worte nicht, hört sie überhaupt nicht, sondern verwandelt sie direkt in absolut überzeugende Gesichtswahrnehmungen. So erinnere ich mich genau daran, wie ich als Gymnasiast halbwach in meinem Bette lag und einen großen Bären vor mir sah. Er richtete sich auf, watschelte auf mich zu und wollte mich umarmen. Da erwachte ich vor Schreck. In dem Zimmer aber ging einer meiner Stubengefährten — wir waren zu viert in diesem Raume bei einer Quartierfrau untergebracht — auf und ab und memorierte laut: Ursus silvestris, der braune Bär, gehört zu den — weiter weiß ich es nicht mehr.

An jenem besagten Hundstage nun, an dem ich so benommen in einer der hinteren Bänke saß, verbreitete sich der gerichtliche Medizinprofessor über das ebenso wichtige wie interessante Thema der Ein- und Ausschußöffnungen am menschlichen Körper nach Nah- und Fernschüssen. Hei, was sich da in mir abspielte, während er sprach! Ein Ehemann und ein Liebhaber schossen über ein Taschentuch auf einander, dann hielt sich ein verunglückter Spekulant den Revolver an die Schläfe. Jetzt aber wurde es besonders spannend. Ein prachtvoller Kerl von einem Förster mit wallendem, braunem Bart und der Stummelpfeife im Munde schreitet durch den Wald. Da bewegt es sich ganz unmerklich hinter ihm im Gebüsch. Die Zweige teilen sich, ein Spitzbubengesicht wird erkennbar. Ein Wilddieb ist es, der dem Förster Rache geschworen hat. Höhnisch grinsend schiebt er vorsichtig einen Flintenlauf durch das Geäst, zielt, drückt los, der Schuß kracht und — — und eine zwar nicht schmerzhafte aber unsanfte Berührung meines Hinterhauptes, eine sogenannte Kopfnuß, rettete den Förster.

Ich fuhr herum und blickte in das lächelnde Gesicht eines breitschulterigen Kollegen, den ich wohl in Vorlesungen sehr oft gesehen, mit dem ich aber nie ein Wort gewechselt hatte. Was hatte ihn zu dieser feindseligen Handlung gegen mich veranlaßt? Ich wollte Aufsehen vermeiden und forderte ihn

leise auf, mich nach Schluß der Vorlesung draußen zu erwarten. Er nickte zustimmend.

Eine Viertelstunde später standen wir uns in dem Hofe der Krankenanstalt, welcher der Hörsaal angegliedert war, gegenüber, umgeben von einer erwartungsvollen Schar junger Leute, denn der Vorfall war nicht unbemerkt geblieben und die Nachricht von ihm hatte sich rasch herumgesprochen. — Mehr gekränkt als beleidigt drang ich auf meinen Widersacher mit der entscheidenden Frage ein: Warum? Der große Mensch lächelte immerzu gutmütig auf mich herab und meinte, es sei ja nicht persönlich gemeint gewesen, er habe gar nicht gewußt, wer vor ihm sitze. Es sei nur so über ihn gekommen — die Hitze und dazu das öde Gewäsch des Professors —

Oho, so leicht rede man sich nicht heraus, das sei noch lange nicht Grund genug usw., protestierte der Chorus.

Den ewig Lächelnden schüchterte die gegnerische Haltung der Menge durchaus nicht ein. Er wandte sich wieder an mich:

„Sie wünschen offenbar Genugtuung und das mit Recht. Ich bin zu jeder Art von Satisfaktion bereit. Nur möchte ich nicht für schlechter gehalten werden, als ich wirklich bin und nicht für feige, indem ich Sie jetzt ohne Vorbehalt um Verzeihung bitte. Nur wünsche ich dringend, daß Sie eines zur Kenntnis nehmen, weil es mich bis zu einem gewissen Grade

entschuldigen mag. Ich kenne nämlich gewisse Gefühle nicht. So weiß ich zum Beispiel nicht, was Scham oder Ekel ist. Ich habe derartiges nie empfunden."

Also das war ein Schlager ersten Ranges. Man war ja doch auf naturwissenschaftliches Denken eingestellt. Empörung wandelte sich in lebhaftestes Interesse. Aber sprach er wahr? Prüfen, prüfen! So rief eine Stimme aus der Menge. Ja, aber ein so robustes zwanzigjähriges Menschenkind männlichen Geschlechtes auf Schamhaftigkeit zu prüfen, war an sich ein zweifelhaftes Unternehmen. Doch Ekel!

Jetzt führte der erfindungsreichste Regisseur, der Zufall, eine Wendung herbei, die allen in den jungen Gemütern aufkeimenden Strafanträgen, Plaidoyers und Sachverständigengutachten den Lebensfaden abschnitt.

Wir befanden uns, wie gesagt, in dem Hofe des Krankenhauses. Einige Insassen des Hauses schöpften da promenierend, kriechend oder humpelnd frische Luft, oder was sie dafür hielten. Einem der Patienten wurde übel. Er lehnte sich an einen Baumstamm und erbrach sich heftig. Eine barmherzige Schwester, die gerade vorüberging, eilte dem Armen zu Hilfe und stützte ihn. Auch ein älteres Semester aus unserer Gruppe trat hinzu und mimte mit übertriebenem Ernst das heiß ersehnte Endstadium seiner derzeit noch embryonalen Entwicklung, einen Arzt.

Wir anderen waren mehr teilnehmende als sachverständige Zuschauer.

Einer Eingebung folgend, wandte ich mich an meinen Widersacher, indem ich auf die mißfärbige, faulig riechende Masse wies, die der Kranke entleert hatte:

„Ist das nun ekelhaft oder nicht, Herr Kollege?“

„Nicht für mich“, antwortete dieser, schritt plump und breitspurig hin, bückte sich, tauchte zu unserem maßlosen Entsetzen seinen Finger in den widerlichen Brei und — ja wahrhaftig, das tat er — und führte den Finger an den Mund und beleckte ihn. — —

Uns drehten sich die ohnehin vollen Mägen im Leibe um. Es fehlte nicht viel und wir hätten es dem armen Kranken gleich getan. Von heftigstem Abscheu geschüttelt stoben wir auseinander und verzichteten gerne auf weitere Prüfungen oder irgendeine Satisfaktion.

Der Mann ohne Ekel hat sich übrigens zu einem sehr geschickten Chirurgen entwickelt, der bei seinen Patienten wie bei seinen Kollegen die größten Sympathien genießt.

*

Dr. Oliva hatte mir aufmerksam zugehört. Den jeweiligen Grad seines wechselnden Interesses konnte ich an den Veränderungen der Gangart, in der er zu meiner Rechten einherschritt, erkennen. Bald schien er mir und meinem Gerede davonlaufen zu wollen, bald bremste er oder blieb gar nachdenklich

stehen. Gegen das Ende meines Berichtes war er förmlich gelaufen. Jetzt machte er mit einem Ruck Halt:

„Welchen Finger hat das Schwein benützt?“ fragte er. Eine jener unangebrachten Fragen, die ich hasse. Es gibt Menschen, die man solcher Fragerei wegen als Pointentöter bezeichnen könnte. Wenn ich zum Beispiel von einem tragischen Trambahnunfall, dessen Zeuge ich soeben gewesen, tief erschüttert dem ersten Bekannten, dem ich auf der Straße begegne, noch vor Aufregung jappend erzähle, was ich gesehen habe, und er mich fragt: „Welche Nummer hatte die Elektrische?“ dann ist er ein Pointentöter.

Ist mein guter Dr. Oliva auch schon alt geworden? Mir war damals zum Sterben übel und ich sollte darauf achten, ob es dieser oder jener Finger war, und mich gar heute noch daran erinnern?

„Verzeihen Sie meine Frage, verehrter Freund“, sagte mein Weggenosse, der meine Gedanken erraten zu haben schien, und setzte sich wieder in Trab. „Sie werden sie entschuldbar finden, wenn ich Ihnen eine Reminiszenz aus meiner eigenen Studienzeit mitteile. —

„Mein alter klinischer Lehrer der inneren Medizin hielt einmal Vorlesung an dem Bette eines Zuckerkranken. Aus irgendeinem Grunde schweifte er ins allgemeine ab und setzte auseinander, daß nur der berechtigten Anspruch auf den Titel eines guten Klinikers erheben könne, der imstande sei, alle Vor-

gänge, die sich seinen Sinnen darbieten, bis auf die scheinbar unbedeutendsten Details zu erfassen, weil oft gerade diese das Wesentlichste zur Klarstellung des Falles beizutragen berufen seien. Sodann wandte er sich der Besprechung des vor ihm und uns liegenden Falles, sowie überhaupt der krankhaften Ausscheidung von Zucker durch den Harn zu. Schon im Altertum sei es den Ärzten bekannt gewesen, daß bei solchen Kranken der Harn süß schmecke. Jetzt nahm er das volle Uringlas, das da stand, zur Hand, tauchte, ganz wie Ihr netter Kommilitone, seinen Finger hinein und leckte daran und schmatzte. Nun hielt er das Glas einem der das Bett umstehenden Jünglinge hin, die sämtlich vor Erstaunen tellergroße Augen machten, und forderte ihn auf, es ihm gleichzutun. Aber, obwohl das Glas blitzblank und die Flüssigkeit darin hell und klar war wie frisches Quellwasser, konnte der seinen Ekel nicht überwinden. Auch ein Zweiter, ein Dritter lehnte mit verlegenem Lächeln ab. Der Professor aber schmunzelte vergnüglich und sagte:

‚Sie haben nicht scharf genug beobachtet, meine Herren, obwohl ich Sie vorhin dazu aufgefordert habe. Sehen Sie, bitte, noch einmal, jetzt aber genauer, zu.‘

Und nun konnten wir alle deutlich erkennen, wie er den Mittelfinger eintauchte aber an seinem Zeigefinger leckte.“

Diese Anekdote, die heute in Medizinerkreisen ziemlich allgemein bekannt ist und immer noch gerne kolportiert wird, war mir damals neu.

„Sie meinen also, Herr Doktor — —", brachte ich ein wenig unsicher hervor.

„Ich meine und meine nicht", antwortete er. „Sie sind hoffentlich nicht von der Art jener Anhänger des Spiritismus, die empfindlich, beleidigt, ja anzüglich werden, wenn man angesichts einer überraschenden sogenannten Manifestation die Möglichkeit eines Tricks auch nur erwägt. Man darf ja nicht ungerecht sein und darf nicht auf dem Trick bestehen, wenn man ihn nicht in dem betreffenden Einzelfall nachweisen oder wenigstens sehr wahrscheinlich machen kann. Andererseits bin ich es gegenüber einer verblüffenden Erscheinung, die mir die Annahme ganz abwegiger Voraussetzungen aufdrängen möchte, mir selbst schuldig, eine abwehrende oder mindestens zuwartende Haltung so lange zu bewahren, als die Wirksamkeit aller ausdenkbaren sogenannten natürlichen Zusammenhänge — und dazu gehören auch die Tricks — bei dem betreffenden Phänomen nicht mit Sicherheit ausgeschlossen wird, was allerdings bei der außerordentlichen und staunenswerten Erfindungsgabe und Geschicklichkeit der professionellen Taschenspieler oft sehr schwer sein mag. — Also, nichts für ungut!"

Wir schüttelten uns versöhnt die Hände.

ROSEOL

Die kleine Kaffeemaschine, die im Dienste dieser eingeleisigen Sekundärbahn den stolzen Titel einer Lokomotive erhalten hatte, puffte wie ein asthmatischer Kanarienvogel, rauchte und dampfte protzig. Der winzige Waggon, der überdies noch in eine leere zweite und eine mit Bauern gefüllte dritte Klasse geteilt war, ratterte, wackelte und sprang für zehn Pullmans. Ich saß in dem vornehmen Abteil und fuhr den Ferienfreuden in meinem geliebten Landstädtchen, Dr. Olivas engumgrenzter Wirkungsstätte, entgegen. Wenn ich die Augen schloß, hatte ich bei der Hastigkeit der Geräusche und der Lebhaftigkeit der Erschütterungen das Gefühl, als rase ich in einem amerikanischen Blitzzug durch eine Prärie. Und wenn sich von Zeit zu Zeit der widerspenstigen Dampfpfeife ein katarrhalischer Schrei entrang, schien es, als ob er einer riesigen, auf den Schienen lagernden Büffelherde im Namen neuzeitlicher Zivilisation zuriefe, sich gefälligst zu trollen.

Sah man aber zum Fenster hinaus, dann war man versucht abzusteigen und nebenher zu spazieren, denn man wackelte ja im Tempo einer gichtischen alten Bäuerin durch die dörfliche Landschaft. Das

üppige Gras, das bis an die Schienen heranwucherte, scheuerte mit behaglichem Rauschen die Trittbretter und die Blätter der nahen Obstbäume wedelten einem liebkosend über das Gesicht. Hätte ich einen der Zweige gepackt und festgehalten, ich hätte das Züglein sicherlich zum Stehen gebracht.

Obwohl zwischen den beiden Endstationen dieses Weltverkehrsmittels nur eine Zugsgarnitur hin und her pendelt, verzeichnen seine Annalen dennoch das fürchterliche Ereignis eines Zugszusammenstoßes. Zwischen den beiden Endpunkten dieser mikroskopischen Bahnstrecke befand sich nämlich noch eine sogenannte Bedarfshaltestelle, wo der Zug nur aus besonderem Anlasse zu halten hatte. Der Zug konnte sich aber nie entschließen, dort vorüber zu fahren, sondern er hielt dort jedesmal wie durch magnetische Kräfte festgehalten und blieb so lange, daß der im Einvernehmen mit dem Eisenbahnministerium sorgfältig ausgeklügelte Fahrplan dadurch vollständig über den Haufen geworfen wurde. Der „Bedarf" war einfach jedesmal vorhanden, und zwar bei den ländlichen Insassen der dritten Klasse, die man fast durchwegs als Stammgäste dieses Luxuslokales ansprechen durfte. Nur selten war es freilich jener Bedarf, an den die Bahnbehörde in erster Linie gedacht haben mochte, für dessen Befriedigung sie aber nicht in dem Waggon, sondern an jener Haltestelle in einem mit einem „Hier" kenntlich ge-

machten Bretterverschlage Vorsorge getroffen hatte. Um es kurz zu sagen: An jener Haltestelle befand sich ein Wirtshäuschen, das gehörte dem Lokomotivführer des Zügleins und wurde von seiner Frau geführt. Während der Fahrt nun reckte sich mancher struppige oder kahle Bauernschädel aus dem Coupéfenster dritter Klasse, zwei Finger schoben sich in seinen Mund und es ertönte ein Pfiff. Sofort sprang auch der Kopf des Maschinenbändigers und Wirtes aus der pendelnden Seitenfront des Zuges hervor und die langsam vorüberschwebenden Sträucher und Bäume konnten abgerissene Teile eines Gespräches erhaschen, in dem von Durst und Hunger, von Bier und Wein, von Wurst, Käse und Würstchen die Rede war. So war demnach der Bedarf gegeben und man hielt in der Zwischenstation. Jetzt war der Maschinist nur Wirt. Er ging in die Küche, um seiner Frau die während der Fahrt aufgenommenen Bestellungen weiterzugeben und die gewünschte Anzahl von Würstchen zu holen, zu deren rascher Erhitzung er eine geistreiche Erfindung gemacht hatte. Er reihte sie paarweise auf einen Draht auf, öffnete an der Seite seiner Lokomotive den Hahn eines Rohres, aus dem sofort, wie aus Fafners Maul, ein heißer Dampfstrahl hervorzischte. In diesen hielt er die Würstchen hinein, die, auf diese Art gesotten, besonders köstlich schmecken sollen.

Hatte man ausgetrunken, waren die leeren Gläser

gesammelt und die Zechen bezahlt, dann ging es wieder lustig weiter.

Die in der landeinwärts gelegenen Kopfstation amtierende rote Kappe, die in einer Person den Streckenchef, Stationsvorstand, Kassier und Portier repräsentierte, wollte eines Tages dieser regelmäßigen Unregelmäßigkeit ein Ende machen. Die Reservekaffeemaschine wurde heimlich geheizt. Man fuhr zu der geeignet scheinenden Minute aus, dem Zuge entgegen und hoffte, den Übeltäter an Ort und und Stelle in flagranti zu erwischen. Leider aber hatte es an diesem Tage nur wenige Gäste gegeben und der Zug hatte die Haltestelle früher verlassen als gewöhnlich. So kam es, daß sich die beiden Maschinchen zum ersten Male in ihrem Leben auf offener Strecke begegneten und sich, da es ja nur ein Geleise gab, hochbeglückt in die Arme sinken und sich unter sehr lautem Freudengetöse die Puffer schütteln konnten.

In dem Abteil dritter Klasse explodierte einem Bauern die Pfeife und er verschluckte das zum Glück bereits stark abgekaute Mundstück, weil es zu locker im Rohre gesteckt hatte. Sonst war kein Menschenleben zu beklagen.

Die Folge dieses Vorfalles aber war, daß der Aufenthalt in der Zwischenhaltestelle systemisiert und definitiv in den Fahrplan der Lokalstrecke aufgenommen wurde. Doch das Geschäft war damit sofort

wie abgeschnitten und die Bauern schimpfen seither über den unnötigen Aufenthalt.

*

Wir waren schon über die Zwischenstation hinaus und näherten uns rumpelnd unserem Ziele. Schon am nächsten Tage wollte ich meinen alten Oliva aufsuchen.

Wenn ich vor der Begegnung mit einem lieben Menschen stehe, pflege ich, einer alten Gewohnheit folgend, mir einiges für die zu erwartende Konversation zurecht zu legen, was ihn interessieren und ihm Freude bereiten könnte. Ich halte dies für eine gute Gewohnheit und bilde mir ein, daß viele meiner Bekannten nur deshalb gerne meine Gesellschaft suchen.

Ich kramte noch in meinem Gedächtnis nach bemerkenswerten medizinischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften neueren Datums, denn ich hatte meinen Freund beinahe seit einem Jahre nicht gesehen, als mein Wagen einen plötzlichen Ruck machte, vorwärts, dann rückwärts und wieder nach vorn pendelte und stillstand. Ein anderer wäre erschrocken, aber ich wußte, daß dies nun einmal hierzulande üblich war, Halt zu machen. Wir waren da.

Ich hatte kaum den Fuß auf festen Boden gesetzt,

als Oliva junior, der älteste Sohn meines Freundes, auf mich zustürzte und mich bat, sofort mit ihm zu seinem Vater zu kommen. Er sei schwer krank, von den behandelnden Kollegen bereits aufgegeben, ja wahrscheinlich, schluchzte er, schon sterbend. Er sei aber bei vollem Bewußtsein, habe von meiner bevorstehenden Ankunft gehört und ihn beauftragt, mich zu ihm zu bringen. Wir machten uns eilig auf den Weg.

Die Nachricht griff mir stark ans Gemüt. Unsere Promenade vor einem Jahre sollte also unser letzter philosophischer Spaziergang gewesen sein. Wovon sprachen wir doch damals? Sonderbar, vom Tod und vom Sterben. Ärzte sollten vom Leben reden, damit sie Optimisten bleiben. Das tun sie auch gerne, aber sie verhandeln meist nur fachsimpelnd über das Leben unter den miserabelsten Bedingungen, nämlich über Krankheiten. Wenn Ärzte vom Tod sprechen, ist es so, wie wenn französische Militärs sich über Deutschland unterhalten.

Die Rede kam damals auch auf die Todesangst in der Sterbestunde, und wir tauschten unsere diesbezüglichen vielgestaltigen Erfahrungen aus.

Dr. Oliva bemerkte da unter anderem:

„Niemand kann von sich voraussagen, wie er sich in diesem bedeutungsvollen Augenblick verhalten werde, wofern er nicht eine Probe durchgemacht hat. Ich habe eine solche Prüfung durchgemacht und sie,

glaube ich, mit anständigem Erfolge bestanden. Vorigen Winter wurde ich nämlich von einer doppelseitigen Lungenentzündung befallen. Mein Herz war ja immer ein wenig wackelig und mußte jetzt mächtig gepeitscht werden. Trotzdem war sein Trab nichts weniger als munter und wurde von Stunde zu Stunde schwächer und unregelmäßiger. Für mich war es klar, daß es sich anschickte, seinen letzten Hupfer zu tun. Die säuerlichen Mienen der Kollegen und die schlecht maskierte Desperation meiner Frau konnten meine Überzeugung nur befestigen. Das Gefühl des Vergehens, das mich haltlos wie einen nassen Fetzen machte, war einfach scheußlich — aber von Angst keine Spur. Ich traf in aller Ruhe meine letztwilligen Verfügungen und verabschiedete mich gefaßt von meinen Lieben. Daß das Fünkchen doch noch wieder angeblasen werden konnte, war auch nach der jetzigen Ansicht der Kollegen ein Wunder. Nein, nein, für mich hat der Tod keinen Schrecken."

Ich gestand ihm, daß ich von ihm nichts anderes erwartet habe. War er nicht ein Prachtexemplar eines wohlgefügten männlichen Charakters, der die Erkenntnis des Unabänderlichen seinem seelischen Gefüge organisch als tragenden Baustein einverleibt haben mußte?

Jetzt sollte ich von dem Guten Abschied nehmen. Werde ich angesichts eines so heldenhaften oder

philosophischen Sterbens Haltung bewahren können?

Meine Rührung niederhaltend, schob ich mich in das Sterbezimmer.

Doch was für ein Anblick bot sich mir da! Ein von Todesangst verzerrtes, tränenüberströmtes Gesicht wandte sich mir mit weit aufgerissenen Augen zu. Der einst so aufrechte Mann saß, gestützt durch die hinter ihm hoch aufgetürmten Kissen, als ein zusammengebrochener, würdeloser Greis in seinem Bett und streckte mir verzweifelnd die abgezehrten Arme entgegen.

„Max, Max, bist du endlich da!“ wimmerte er. Zum ersten Male duzte er mich und sprach mich mit meinem Vornamen an. „Ich sterbe — rette mich! Du bist ja noch jung, bist an der Klinik, kennst das Neueste!“

Ich griff nach der Handtasche, die ich mit mir führte — wir Ärzte sind ja immer im Dienste — und entnahm ihr die Injektionsspritze und ein Fläschchen.

„Was ist es?“ hauchte er.

„Roseol, verehrter Freund, ein ganz vorzügliches neues Analepticum.“

Ich machte die Einspritzung in seinen rechten Vorderarm und setzte mich an sein Bett, um die Wirkung abzuwarten. Sie kam gottlob nach Wunsch. Der Ausdruck des Entsetzens schwand aus dem Ge-

sichte des Sterbenden und machte einem friedlichen Behagen Platz. Ein warmer Blick und ein kraftloser Händedruck dankten mir. Dann schloß mein lieber, alter Freund Dr. Oliva für immer die müden Augen, die so viel Menschliches gesehen.

*

Was ist Roseol? „Roseol" ist ein Heilmittel, das in der ganzen großen medizinischen Welt nur ich allein verwende. Es ist ein Geheimnis, das ich dir, mein Lieber, in der Rührung dieses Augenblicks verraten will, wenn du versprichst, reinen Mund zu halten.

Roseol hat weder eine bestimmte Form, noch eine bestimmte Zusammensetzung, es ist bald so, bald so. Wenn ein Kranker gegen ein für ihn unentbehrliches oder vielleicht gar lebensrettendes Heilmittel ein unüberwindliches Vorurteil hegt, was gar nicht so selten vorkommt, verabreiche ich es ihm unter dem Phantasienamen „Roseol".

Leider ist dieser Kunstgriff nicht in allen Fällen anwendbar. So gibt es Patienten, welche glauben, ihre Uhr hole schon zum letzten Glockenschlage aus, wenn man ihnen Sauerstoffinhalationen oder gar Champagner verordnet.

Das „Roseol", das meinen alten Freund auf so wunderbare Art von den Qualen seiner letzten

Lebensstunde befreite, war nichts anderes als Morphium. Damals gab es noch, was heute unbegreiflich scheint, fanatische Morphiumgegner, und Oliva war ein solcher.

Die geniale Erfindung des „Roseol" aber war meinem Haupte bei dem folgenden Anlaß entsprungen. Ich wurde als Spezialist in die Hauptstadt eines benachbarten Kleinstaates berufen. Es handelte sich um einen als höchst energisch oder richtiger brutal bekannten Staatsmann. Nachdem ich den Patienten untersucht hatte, bestand für mich kein Zweifel, daß sich hier hinter den Erscheinungen eines inneren Leidens eine Syphilis verbarg. Ich teilte dem Hausarzte, mit dem ich mich zur Besprechung des Falles in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte, meine Ansicht kurz und bündig mit. Meine Sprechorgane aber hatten das Wort „Syphi—" noch nicht ganz geformt und ausgespien, als der Herr Kollege schon erschrocken aufgesprungen war und mir die Hand auf den Mund gepreßt hatte. Ängstlich sah er sich um, ob kein Lauscher in der Nähe wäre. In diesem Hause durfte der schreckliche Name nicht ausgesprochen werden. Unser großer und mächtiger Politiker war nämlich das Haupt der ultrafrommen Partei dieses pseudoeuropäischen Erdenwinkels, und die Syphilis galt für die Anhänger dieser Weltanschauung als eine beißende Zuchtrute, die der Teufel schon diesseits über den

Rücken und andere empfindlichere Körperteile der verworfenen Individuen schwang, die sich einem sogenannten unmoralischen Lebenswandel ergaben. Eine solche Diagnose durfte hier nicht in Betracht gezogen werden. Der Familienmedikus hätte nicht nur seine Stellung in diesem Hause, sondern auch bei seiner sonstigen, gleichgestimmten Klientel riskiert. So hatte denn auch mein energischer Protest, den ich im Namen unserer Menschen- und Standespflichten gegen dieses opportunistische Verhalten erhob, keinen Erfolg, und ich dampfte mißvergnügt wieder ab.

Aber wer stellte sich zwei Wochen später ganz unvermutet in Wien ein? Seine fromme Exzellenz. Der Herr Minister hatte sich in einem hiesigen Sanatorium einlogiert. Er erklärte mir, daß er damals, als ich bei ihm war, aus der Lautheit der Stimmen, die, allerdings undeutlich, aus dem Nebenzimmer bis zu ihm drangen, auf einen lebhaften Wortwechsel und eine Meinungsverschiedenheit zwischen mir und seinem Hausarzte geschlossen habe. Er sei gekommen, um sich von mir behandeln zu lassen.

Sollte ich jetzt dem Unhold meine wahre Ansicht über sein Leiden mitteilen? Nein, denn er wäre mir dann unfehlbar mit Gebrause und Getöse abgefahren. Ich mußte ihn kurieren, ohne ihn den Sinn der Behandlung merken zu lassen. Der Fall aber schrie förmlich nach einer energischen Syphilis-

therapie, und das bedeutete nach dem damaligen Stande unserer Wissenschaft eine kräftige Einreibungskur mit der grauen Quecksilbersalbe. Doch diese hätte er auf den ersten Blick als das erkennen müssen, was sie war.

In dieser Notlage erfand ich das „Roseol". Ich ließ die unscheinbare graue Salbe mit so viel Zinnober versetzen, daß sie eine leuchtende rote Farbe erhielt. Ferner wurde sie parfümiert und schließlich auffallend mit dem neuen poetischen Namen etikettiert.

Der Patient machte demnach in dem Sanatorium eine Roseolkur durch. Der Erfolg war so großartig, als man es sich nur wünschen konnte, und wir durften uns schon darauf vorbereiten, unseren Kranken in Bälde wieder als vollkommen geheilt in seine Heimat zu entlassen.

Das wäre nun alles sehr schön und gut, aber das Schönste und Beste kommt erst. Die gelungene Heilung eines schweren Falles bedeutet für jeden Arzt eine wahre, große Herzensfreude, aber noch größer ist die Schadenfreude an einem Kollegen. Ich gestehe, daß ich über diese ganze Sache nur gesprochen habe, weil sie für mich diese größte aller Freuden im Gefolge hatte. Ihre Darstellung soll als der weit in die Lande triumphierend leuchtende goldene Knauf diesem Erkertürmchen meines Berichtes aufgestülpt werden.

So wie es für einen richtigen Schulmeister fest-

steht, daß jeder Schulbub ein geborener Verbrecher ist, so wissen wir Ärzte, daß unsere Patienten insgesamt ein undankbares Gesindel sind, das von den geheimen Sorgen, die es uns bereitet, ebenso wenig eine Ahnung hat, wie ein Säugling von der zitternden Freude seiner Mutter. Mein Minister machte von dieser Regel keine Ausnahme, und es wunderte mich eigentlich nicht sehr, als man mir hinterbrachte, daß er trotz seines ausgezeichneten Wohlbefindens hinter meinem Rücken noch einen anderen Arzt zu konsultieren gedenke. Se. Exzellenz berief Se. Ignoranz, den Modeprofessor unseres Faches, dessen Name weniger häufig in den Annalen der Wissenschaft als in den Tagesjournalen genannt wurde, und der sich ein Ungeheueres auf die mehreren Kilometer Zeilen einbildete, die er geschrieben hatte, und in denen er nur bewies, was ohnehin längst jeder wußte, und widerlegte, was zu behaupten niemandem einfiel.

Der Gelehrte kam in das Sanatorium. Da erzählte ihm der hohe Kranke von der überraschenden Wirkung der „Roseol"-Behandlung. Da er es unter seiner Würde gehalten hatte, den diensttuenden Arzt des Hauses zu Worte kommen zu lassen, hörte er den Namen Roseol jetzt zum ersten Male. Seine Allwissenheit aber gestattete ihm nicht, dies zu verraten. Er zog eine lange Schnauze und entschied, die Kur sei abzubrechen, denn zu viel könne schaden.

Auf dem Korridor allein mit dem großen Manne wollte der Anstaltsarzt diesem erklären, welche Bewandtnis es mit dem Roseol eigentlich habe, aber er kam nicht so weit, denn es beliebte dem Bonzen, ihn herablassend zu belehren:

„Jawoll, jawoll, mein lieber Herr Kollega, das Roseol ist ein vorzügliches, ein ganz vorzügliches Mittel. Ich verdanke ihm manchen schönen Erfolg. Jawoll!"

Damit verließ er den verblüfften Assistenten, der sich beeilte, mich von dem freudigen Ereignis in Kenntnis zu setzen.

Hui, wie ich der Konkurrenz diese Blamage gönnte!

Es wird dunkel um uns. Besinne dich, mein Lieber, wir stehen in meinem Wachsfigurenkabinet.

Wir wollen mit einer Andacht Abschied von einander nehmen.

Tritt mit mir an jenen unansehnlichen Schrank, der die Aufschrift „Devotionalien“ trägt.

Sieh her, da schimmert uns ein Papierenes entgegen. Nimm es heraus. Es ist ein alter, vergilbter Briefumschlag. In die Klappe ist ein schildförmiges Wappen eingeprägt.

Was enthält der Umschlag? Etwa einen jener schicksalsschweren Briefe, so zielsicher dolchend, daß von Stund an bei jeder Post ein Schatten von Weh und Angst über die Narbe am Herzen huscht, oder ein Lebewohl von längst erkalteter lieber Hand, oder etwa ein in diesen Herbst verwehtes Liebesblatt aus den Tagen des Frühlings?

Nein, nichts von alledem. Ein Geldschein steckt darin.

*

Der Briefumschlag

Es war ein knirschender, gläsern-eisiger Wintertag, als ich in einem Einspänner dem im Entstehen begriffenen hochgelegenen Cottageviertel unserer Stadt entgegenholperte. Das Auto war noch nicht erfunden, nicht einmal die Gummibereifung für die Wagenräder.

Ich befand mich noch in den Flitterwochen meiner Konsiliarpraxis. Jede Berufung eine kleine Sensation. In jener Stunde war meine Stimmung nicht einheitlich. Einerseits wärmte mich innerlich die Vornehmheit der Adresse, der ich eben zusteuerte, anderseits bereitete mir der neue Konsiliarpelz, der sich heuchlerisch meinen dürftigen Gliedmaßen anschmiegte, seiner natürlichen Bestimmung zuwider ein fröstelndes Unbehagen. Ich bedurfte unbedingt eines Pelzes zur Hebung meiner persönlichen Wirkung, die durch den allzu großen Mangel an Körpermasse, die wenig straffe Begrenzung meiner Silhouette und vor allem durch die Spärlichkeit des Bartes, der in jenen Zeiten ein unentbehrliches Requisit für die Darstellung einer eindrucksvollen Heilperson bildete, stark beeinträchtigt wurde. Zu der Erwerbung dieses Pelzes hatte mich das wunderbar distinguierte Blaugrau seines Felles und der unerhört niedrige Preis verlockt. Den letzteren begriff ich bald, als ich bemerkte, daß der Pelz eine allzu

innige Freundschaft mit meiner übrigen, standesgemäß dunklen Kleidung schloß, an die er mit größter Freigebigkeit von seinem Reichtum an hellen Haaren unablässig Spenden abgab. Ich sah immer aus, als hätte ich mich mit einem Dutzend Katzen herumgekugelt, und es war peinlich, wenn ich einer Dame gegenüber orakelte und diese, anstatt mir zuzuhören, geschäftig mit spitzen Fingern an meinem Rock herumpickte, wie eine Äffin, die ihrem Jungen die Flöhe abklaubt. Ich erwog jetzt ernstlich, ob ich mich nicht doch von diesem enfant terrible von einem Kleidungsstück trennen sollte. Übrigens zeigte es trotz seiner Jugend schon kahle Stellen in seinem Haarwuchs.

Die Adresse, die ich dem Kutscher meines Einspännerwägelchens angegeben hatte, war, wie gesagt, vornehm. „Ritter von —" und es folgte der allgemein bekannte und von jedem Wiener nur mit Respekt ausgesprochene Name nicht etwa eines alten Adelsgeschlechtes, sondern einer jener, jetzt anscheinend fast gänzlich ausgerotteten, mit der Kulturgeschichte Wiens so innig verknüpften Patrizierfamilien, die durch Nobilitierung weniger erhoben als vielmehr bestätigt worden waren. Wie wäre es, wenn man in dem eingeschrumpften Österreich einen kleinen Naturschutz-Park für die noch etwa aufzutreibenden Reste des edlen Patriziertums und Adels einrichten würde? Die Demokratie selbstredend in

Ehren, aber einige lebend erhaltene Muster für Anstand und gute Sitten könnten ihr wahrhaftig nicht schaden.

Ich höre den Kutscher schimpfen und auf sein mageres Tier lospeitschen. Das vertrage ich nicht. Der Weg ist steil und hart gefroren, das bereitet dem armen Rößlein Schwierigkeiten. Der Kutscher steigt ab und führt es am Zügel, und ich stapfe nebenher.

Zu unserer Rechten bildeten die ganz neuen, eleganten Villen mit ihren geräumigen Vorgärten eine bunte Reihe, die durch die schön geformten und verzierten Umzäunungen in die verschiedenen Bereiche eines gesicherten Wohlstandes untergeteilt erschien. Die linke Seite hingegen war noch nicht ganz ausgebaut. Zwischen den modernen Prunkhäusern dehnte sich noch hie und da eine leere, jetzt verschneite, Baustelle oder eine verfallende armselige Hütte erinnerte noch an die proletarische Vergangenheit dieser fashionablen Gegend und wartete gesenkten Hauptes auf die Spitzhaue, die sie in formlosen Schutt verwandeln sollte.

Und just vor einer solchen Armseligkeit mußten wir zu meinem peinlichen Erstaunen Halt machen, denn die Hütte trug unzweideutig die von mir gesuchte Hausnummer. So sah das Palais der „Ritter von“ aus, wohin ich berufen zu sein glaubte? Die Enttäuschung war groß.

Denke darum nicht schlecht von mir, Liebster, oder tue es meinetwegen, wenn du durchaus darauf bestehst, in Unsereinem mehr zu suchen als in jedem gewöhnlichen Menschen. Ich gestehe es offen, daß mir immer ein großes Honorar lieber war als ein geringes oder gar keines.

Also verarmt, herabgekommen. Während in unseren Tagen, wenigstens hierzulande, der Absturz aus den lichten Höhen materieller Sorglosigkeit in die dunklen Niederungen der Armut eine so gewöhnliche Massenerscheinung darstellt, — so gewöhnlich, daß selbst der Verunglückte angesichts des gänzlichen Fehlens beschämender Teilnahmsbezeigungen und lästiger Tröstungen seinen Purzelbaum mit dem Verständnis eines Skifahrers hinnimmt — war in der guten alten Zeit jede unfreiwillige Rutschpartie dieser Art ein höchst bemerkenswertes Ereignis und setzte nicht nur viele Zungen, sondern auch die Federn der hauptstädtischen Lokalberichterstatter in Bewegung, welche es sich insgesamt angelegen sein ließen, die immer reizvolle Schuldfrage gründlich zu diskutieren. Wenn man das Glück hat, als Einzelfall die Cholera zu kriegen, dann kümmert sich das ganze Land um einen und man ist sozusagen ein berühmter Mann; die Betriebsamkeit einer Epidemie schmeißt auch einen Mozart oder gar den lieben Augustin ohne besonderen Pomp in ein Massengrab.

Die Katastrophe hier mußte schon vor langer Zeit stattgefunden haben, denn ich erinnerte mich ihrer nicht.

Nachdem ich den Kutscher angewiesen hatte, auf mich zu warten, schritt ich auf das Häuschen zu und trat ein. Der Vorraum war schon halb dunkel. An einer Tür entdeckte ich eine dort angeheftete Visitenkarte. Sie trug den Namen, den ich suchte.

Ehe ich pochte, öffnete ich noch rasch meinen Mantel und klopfte von meinem Rock so viele von den fatalen grauen Pelzhaaren ab, als eben auf ein so sanftes Zureden hin von ihm lassen wollten. Dann nahm ich die meiner Rolle entsprechende würdige und zugleich vertrauenserweckende Konsiliarhaltung an, wie ein Schauspieler, der sich anschickt, die Szene zu betreten.

Es ist nicht so leicht, die unnahbare Erhabenheit der Wissenschaft, vereint mit väterlicher Güte und Trostbereitschaft, zu mimen, wenn man noch jung ist. Ich kopierte unwillkürlich, aber nur halb bewußt, die bezwingende Persönlichkeit meines großen Lehrers, der nicht nur unser Lehrer war in medizinischen, sondern auch in menschlichen Dingen. Ich traf mit ihm einmal in dem Logis einer aus der Provinz zugereisten Patientin zusammen. Diese hatte ihr fünfjähriges Töchterchen mitgebracht. Während der Untersuchung saß das Kind mäuschenstill mit gefalteten Händchen da. Als der Professor sich ver-

abschiedet hatte, fragte es im Flüsterton: „War das der Kaiser?“

Ich klopfte. Man öffnete und ich stand nicht einem zerschlumpten Dienstmädchen gegenüber, sondern einer elegant gekleideten jungen Frau, die im Begriffe schien, auszugehen. Es gibt Augenblicke, die ewig in uns fortleben. Dies war ein solcher.

Diese Frau war schön und so blaß. Zwei unergründliche graue Augen sahen mich an, Augen, die nicht lachen wie die blauen, nicht wärmen wie die braunen, nicht verbrennen wie die schwarzen. Blicke ich in solche graue Augen, dann höre ich Erda singen, das ewige Weib.

Meine Sicherheit war dahin. Befangen trete ich auf sie zu, stelle mich murmelnd vor, strecke ihr gehemmt die Hand entgegen. Aber was ist das? Sie legt protestierend die ihrige auf den Rücken, weicht einen Schritt zurück und macht eine förmliche Verbeugung.

Das war nicht Stolz, das war Hochmut! Sind wir so gebaut? Man hat vermutlich kaum etwas zum Beißen, aber die Selbstüberhebung, die hat man behalten und ein paar elegante Fetzen dazu.

Nein, ich war nicht der Mann, der darauf einging. Meine Wirbelsäule straffte sich und ich fühlte, wie meine Mienen hart und streng wurden.

Eine stumme Handbewegung wies mir den Weg in ein Zimmer.

Dort traf ich den Hausarzt. Ich nannte meinen Namen, er den seinen. Dann brach mein Ärger durch:

„Was für Leute sind das hier, Herr Kollega?"

Der aber mißt mich verächtlich vom Scheitel bis zu den Zehen:

„Haben Sie nur keine Angst, Sie werden Ihr volles Honorar erhalten."

Ich kläre rasch das Mißverständnis auf. Diese ungezogene Person — — Da wird der Mensch grob:

„Herr, Sie sind hier nicht zu einer Soiree geladen!"

Ist der Kerl besoffen? Mein klinischer Blick prüfte mit wissenschaftlichem Ernst sein Äußeres.

Ein schon etwas gedunsenes ehemaliges Burschenschaftergesicht mit einem Schmiß an der rechten Wange. Darüber ein ungekämmter, ruppiger, blonder Haarwald. Die Nase klumpig. Auf ihr sitzt eine Brille, so schief, daß das rechte Auge zur Hälfte über ihre fleckige Nickelfassung hinwegguckt. Zausiger gelber Schnurrbart, dessen Haarspitzen verfärbt sind, vermutlich dadurch, daß sie allzuoft in Bierschaum tauchen. Von Kleidern verstehe ich zwar nichts, aber eine Frackhose mit einem verschossenen, grobkarierten Sakko mußte auch mir als eine wenig geschmackvolle Zusammenstellung auffallen.

Die Diagnose war nicht schwer: Alkoholismus chronicus.

Ich raffte die Garderobe, die ich abgelegt hatte, wieder zusammen und sprach die männlichen Worte:

„Herr Kollega! Ihr Benehmen und dasjenige der Partei läßt mich vermuten, daß meine Berufung in dieses Haus auf einem Irrtum beruht. Ich halte es daher für angezeigt, mich wieder zurückzuziehen."

Meine Rede erschütterte jenen durchaus nicht. Er sagte mit verletzender Ruhe:

„Meinerseits wäre dagegen absolut nichts einzuwenden. Aber," und hier wurde seine Sprache stockend —, „aber jene — jene Dame — die Sie kennt — wünscht, Ihre Meinung zu hören. Ihre jüngere Schwester ist die Patientin. Legen Sie, bitte, Ihre Sachen wieder fort und haben Sie die Freundlichkeit, mir in das Krankenzimmer zu folgen."

Aus seiner Stimme hörte ich als Unterton das Knurren eines gereizten Bulldoggs heraus und die begleitende Geste schien keinen Widerspruch dulden zu wollen.

Ein Arzt, der in dem damals nur sehr spärlich besiedelten Prater praktizierte, hatte wenige Wochen vorher ein aufregendes Abenteuer zu bestehen gehabt. Mitten in der Nacht waren maskierte Männer durch das Fenster in sein Schlafzimmer gedrungen und holten ihn aus dem Bette. Sie verbanden ihm die Augen und entführten ihn in einem Wagen. Als man ihm die Binde wieder von den Augen nahm,

sah er sich an dem Lager einer jungen Frau, die in Geburtsnöten stöhnte. Nachdem er alles zum glücklichen Ende geführt hatte, brachten ihn die maskierten Männer wieder wohlbehalten heim. So ähnlich kam ich mir jetzt vor.

Wir traten in das Krankenzimmer. In dessen Mitte stand, isoliert wie ein Katafalk, ein Bett. Und in dem Bette lag ein so rührendes Etwas, daß es mir noch heute, nach so vielen Jahren, weh ums Herz wird, denke ich daran. Ein etwa vierzehnjährges Mägdlein, halb Kind noch, halb schon Jungfrau, lag es mit gelösten Gliedern da, die elfenbeinerne Darstellung eines verströmenden Lebens.

Die Untersuchung brauchte nicht lange zu dauern. Ich beklopfte das zarte Körperchen mit vorsichtig tupfendem Finger, betastete, behorchte es.

Da war nicht viel zu machen, die Lunge war hin.

Aber einige Fragen mußten doch gestellt und besprochen werden. An meine beiden Beleidiger wollte ich mich nicht wenden. Die Anwesenheit der jungen Frau fühlte ich nur. Es war da eine Ecke des Zimmers, in die das Licht der Petroleumhängelampe nicht hineindrang. Ihre Stimme hatte ich noch nicht gehört. Ihr Klang ist mir unbekannt geblieben bis zum heutigen Tage. Warum mir dies leid tut, weiß ich nicht.

Der bierfreundliche Kollege hatte sich auf einen Stuhl gelümmelt und verfolgte hörbar schnaubend

mein Tun wie eine lästige Zeremonie, deren rascheste Erledigung ihm wünschenswert erschien. Kannst du es denn nicht erwarten, bis du wieder in dein Wirtshaus kommst?

Aber da war ja noch jemand, den ich fragen konnte, der Vater dieser lieblichen Dulderin und der hochmütigen Person dort im Winkel. Das war ein kleines, dürres Phantom eines alten Herrn, dem ein weißer, rechteckig zugestutzter Vollbart und ein langschößiger, schwarzer, aber an vielen Stellen schon stark spiegelnder, bis oben zugeknöpfter Salonrock einiges Ansehen verleihen sollten. Ich teile mir die allzu kurz gewachsenen Leute in drei Gruppen: Die Vernünftigen, das sind die, welche sich einfach nicht darum kümmern, daß sie so klein sind, die Marabus, welche die Kürze ihres Leibes durch Würde wettmachen wollen, indem sie die Brust aufblähen und die Schultern hochziehen, und die Giraffen, die ihre Hälse strecken, um länger zu erscheinen. Bekanntlich haben die Giraffen das ersehnte Ziel durch das letztgenannte Verfahren tatsächlich erreicht, allerdings erst nach vielen Jahrtausenden, nachdem sich ungezählte Generationen unentwegt auf diese Art abgemüht haben.

Unser komischer alter Herr gehörte zu der Type Nummer drei. Aber sein Gesicht war nichts weniger als komisch. Es war zu vollständiger Ausdruckslosigkeit erstarrt, zu einer Erdenferne, die eines

Sargreliefs würdig gewesen wäre. Wer so aussieht, dem kann nichts mehr geschehen. Er blickte so gleichgültig trostlos drein, wie Niobe dreingeblickt haben mochte, nachdem man ihr das letzte Kind abgeschossen hatte. Auch seine Stimme hatte nichts mehr von seelischer Tiefe oder Wärme, sie war nicht traurig und nicht heiter, nicht hart und nicht mitempfindend, sie war so flach und resonanzlos wie der Ton einer Kindertrompete.

Von ihm erfuhr ich denn die Vorgeschichte der Krankheit, den langen Verlauf, den Bluthusten, wie man hier hinausgezogen war, weil man sich viel von der guten Luft versprach, und dies und das.

Wie es mit der Krankenpflege bestellt sei, frage ich, denn ich habe bisher nichts von einem Dienstmädchen oder sonst einer Hilfsperson bemerkt. Ich bot die Klinik, an der ich tätig war, an. Es wäre dort vielleicht sogar ein abgesonderter kleiner Raum für unsere Patientin zu erwirken.

Das wurde aber entschieden abgelehnt. Für Pflege sei ausreichend gesorgt. Am Tage betreue die ältere Tochter das Kind, in der Nacht er selbst, der Alte. Wie? Dieses verhutzelte Männchen, das schon so unsicher auf seinen Beinen stand, mußte seine Nächte opfern, während die junge Person — — Man sollte doch meinen — —

„Wir wollen den Fall im Nebenzimmer bespre-

chen", unterbrach mich der Kollege und ich folgte ihm dahin.

Dem armen Kinde zuliebe mußte ich mich überwinden. Da ich als Arzt hier doch nichts leisten konnte, bot ich mich als Berater eines Wohltätigkeitsvereines an. Ich konnte in dieser Eigenschaft für die unentgeltliche Beistellung der Medikamente sorgen, eventuell auch Kräftigungsmittel, über die wir noch zu beraten hätten, verschaffen. Es gelang mir auch, den Grobian milder zu stimmen und wir verständigten uns.

Der nächtliche Pflegedienst des alten Herrn schien mir auf die Dauer ohne ernstliche Gefährdung seiner Gesundheit nicht durchführbar. Nun verfügte unser Verein zwar über freiwillige Pflegerinnen, aber nur für die Tagesstunden. Wenn demnach die junge Frau die Nachtpflege übernehmen würde —

Er wurde wieder borstig:

„Lassen Sie doch endlich diese junge Frau in Frieden!" Und er legte seine krampfhaft geballte Rechte auf den Tisch.

Ich bemerkte, daß diese Faust sehr haarig und nicht sehr sauber war. Auch hatte er keine Manschetten an.

Die Faust löste sich und die Finger spreizten sich weit auf der Tischplatte. Er senkte den Kopf, dann sprach er wieder.

„Sie hat keine Zeit bei Nacht. Sie ist eine —"

Die Lippen formten ein häßliches Wort, aber der gepreßte Kehlkopf gab keine Stimme mehr her. Es war zuletzt auch nicht mehr das Knurren des Bulldoggs, sondern das Ächzen eines zu Tode getroffenen Stieres gewesen.

Dann erzählte er. Er erzählte die tieftraurige Geschichte von dem alten Mann und seinen Kindern:

Es begann mit einer ungeschickten Heirat, die ihn mit seiner so hochangesehenen Familie entzweite. Die Frau brannte ihm nach einigen Jahren durch und ließ ihn mit den beiden kleinen Mädchen sitzen. Sie verkam irgendwo in der Fremde. Gewagte Geldspekulationen, vollständige Verarmung. Man verschaffte ihm einen Beamtenposten. Eine unvorsichtige Handlung bereitet dieser Karriere ein unrühmliches Ende und scheidet ihn definitiv von seiner Gesellschaft. Das jüngere Mädchen erkrankt. Bittere Not im Hause.

„Da ging sie auf die Straße — — und hat nun keine Zeit, die Schwester bei Nacht zu pflegen — — und kann Ihnen die Hand nicht mehr reichen. Sie treibt sich in der Nähe Ihrer Wohnung herum, in der Kärntnerstraße. Daher kennt sie Sie und fürchtet, Sie könnten sie draußen auch erkennen und würden sich dann schämen, einer — Hure mit Achtung begegnet zu sein —“

Es wurde unheimlich still im Zimmer. War der Mensch eingeschlafen?

Ich erhob mich. Da fuhr er, sich besinnend, in die Höhe.

Gar zu gerne wäre ich, wie man es sonderbarer Weise hierzulande zu nennen pflegt, „französisch“, das heißt ohne Abschied, verduftet. Aber das ging nicht an. So kehrten wir denn in das Krankenzimmer zurück. Ich streichelte noch einmal das Köpfchen der armen kleinen Dulderin und drückte dem mumifizierten Alten die Hand.

Und wo war sie, die blasse Frau mit den grauen Augen? Sie erwartete uns offenbar im Vorzimmer. Mir war bange vor diesem Abschied.

Draußen trat sie auf mich zu und reichte mir ein weißes Kuvert hin, in dessen Klappe ein schildförmiges Wappen eingeprägt war. Das Honorar.

Durfte ich diese Armen berauben? Ich wehrte ab.

In solchen Situationen ist man an schwachen Protest, zögerndes Zurückziehen, stammelnden Dank gewöhnt. Sie aber taumelte zurück, als hätte ich ihr einen Schlag versetzt.

Habe ich dich gekränkt? Ei ja, du merkst, daß ich alles weiß, und meinst, ich wolle nur an deinem Schandlohn nicht Teil haben.

Ich dich kränken? Nein, bei der Allbarmherzigkeit Gottes, das wollte ich nicht, du armes, du heldisches Kind!

Das Blut schoß mir ins Gesicht und in meinem Gehirn wirbelte und brauste es. Da gelang mir etwas,

das zu versuchen ich bis dahin noch nicht gewagt hatte.

Wenn nämlich jemand wie ich auf dem Lande aufgewachsen ist, wo man unter „Salon" denjenigen Raum des Hauses versteht, den man niemals betreten darf, dann erlernt er zeitlebens zwei Dinge nicht: Die schwingende Armbewegung, mit der man mehrere Personen einander vorstellt, und wie man sich vor einer Dame verbeugt und ihr die Hand küßt.

Nun, damals verbeugte ich mich ohne Schwierigkeiten ehrfurchtsvoll vor meiner Dame, ergriff diese schlaff herabhängende, schmale, weiße Hand und küßte diese Hand mit Inbrunst. —

*

Eine Minute später standen wir beiden professionellen Heiler und Tröster, die dort weder heilen noch trösten konnten, draußen vor dem Häuschen in dem frostigen Winterabend. Der Wagen wartete noch auf mich.

Es war schon sehr dunkel, nur der Schnee gab einiges Licht.

Wir standen an der wilden Hecke, die das Grundstück von der Straße trennte, und suchten nach einem Abschiedswort.

Plötzlich packte mein Gefährte seinen warzigen Knotenstock, der besser zu einem Viehtreiber gepaßt

hätte als zu einem Arzt, fester und hieb wütend auf das Buschwerk los, daß der Pulverschnee, der es bedeckte, nur so stäubte.

Mein Gaul, der gottergeben und knieweich dastand, wandte sein müdes Haupt fragend nach uns und blies bei jedem Atemzug zwei dichte Dampfsäulen aus seinen Nüstern. Der teleskopisch in sich selbst zusammengeschobene Kutscher war so starr, daß ihm der Versuch einer Körperwendung nur unvollkommen gelang.

„Kollega, Sie demolieren den Busch."

Er hielt einen Moment inne, dann streckte er den Knüppel, wie er es vom Paukboden her gewöhnt sein mochte, als ein Rapier von sich gegen den Horizont, hob ihn in die Höhe und schüttelte ihn drohend gegen den Himmel.

Dann fluchte er gräßlich.

Er verfluchte Gott, er verfluchte die Menschen, er verfluchte die ganze Welt.

Seine Rede war zornig, seine Stimme grollend, aber sein Antlitz war ein unermeßliches, schneidendes Weh.

Jetzt erst begriff ich alles, auch den chronischen Alkoholismus meines rauhen Berufsgenossen. Hier waren zwei Menschenkinder, die für einander bestimmt gewesen, aus Versehen aneinander vorübergegangen.

*

Am Stammtisch in unserem Kaffeehaus berichtete ich diese Begebenheit meinem alten Freund Justian.

Da sehe ich, wie ihm eine Träne über die rechte Backe schleicht. Oho, auch einer?

Er schüttelt fast unmerklich das greise Haupt und murmelt bekümmert:

„Ja, das sind so Sachen."

*

Lebe wohl, Liebster, und, so Gott will, auf Wiedersehen in meinem Wachsfigurenkabinet!

ZWEITER TEIL

KRANKENGESCHICHTEN

DER HOHE BLUTDRUCK

Der Meister

Wenn es niemand weiß, was jetzt die musikalische Jazzband-Seuche in Europa zu bedeuten hat, ich weiß es. Sie ist die Vergeltung Amerikas für eine viel schlimmere Seuche, die es uns zu verdanken hat — für den hohen Blutdruck.

Der hohe Blutdruck ist in Wien ausgebrochen, vor etwa 30 Jahren, in dem Kopfe eines putzigen Männchens, das den Titel eines Professors der experimentellen Pathologie zu führen berechtigt war.

Es ist mit dem Blutdruck wie mit der Temperatur. Gäbe es keine Fieberthermometer, dann würden zwar die Kinderärzte verhungern, aber die Kinder wären nicht so viel krank und die Eltern bekämen nicht so früh graue Haare.

In dem goldenen Zeitalter vor jenem Professor hatten die glücklichen Bewohner dieses Planeten keine Ahnung davon, daß der Mensch einen Blutdruck habe. Wie die Schlange im Paradies zerstörte er ihre Unschuld, indem er auf den infernalischen Gedanken kam, einen Apparat zur Messung des menschlichen Blutdruckes zu konstruieren.

Er selbst dachte nur in Millimetern Quecksilber. Wirklich war für ihn nur, was mit dem Manometer bestimmbar war. Über alles andere war der Schleier der Maja gebreitet.

Wir standen auf sehr vertrautem Fuße miteinander. Eines Tages traf ich ihn in der Schwarzspanierstraße. Er trug die Galauniform der Staatsbeamten mit Zweispitz und Degen. Größte Eile war notwendig, wenn ich ihn nach der Ursache dieser Parade fragen wollte, denn nach einem flüchtigen „Servus" begann unfehlbar sofort die Mühle seines Lieblingsthemas zu klappern und dann gab es keine Unterbrechung mehr.

Er kam von einer Audienz beim alten Kaiser Franz Joseph. Die Audienz war auffallend kurz gewesen, fast ungnädig. Seiner Schilderung gemäß war er, alles Zeremoniell vergessend, auf den Kaiser zugetreten, hatte ihm die Hand geschüttelt und gesagt:

„Ja, ja, Majestät, wir werden alt!"

Der auf die strengste Einhaltung der vorgeschriebenen Form so sehr erpichte Monarch, der sich überdies sehr ungern an sein Alter erinnern ließ, beeilte sich, den ungenierten Gast raschestens wieder los zu werden.

„Wie ich Sie kenne, lieber Professor," knüpfte ich eiligst an, „werden Sie diese Angelegenheit sehr bald vergessen haben. Aber bezüglich einer wissen-

schaftlichen Frage werden Sie unter allen Umständen mit sich ins Reine kommen müssen."

„Über welche?" fragte er gespannt und kampflustig, denn er erwartete offenbar eine oppositionelle Aufrollung des Blutdruckthemas.

„Über die Frage, ob Sie Ihren Degen in Hinkunft rechts oder links tragen wollen."

Die Mordwaffe hing ihm nämlich vom Nabel herab und war überdies, da die Waffenschmiede mit normalen Körpermaßen zu rechnen pflegen, für den winzigen Mann viel zu lang.

Er sah an sich hinunter und sein Gesicht erstrahlte in der höchsten aller Freuden, in der Freude über eine neue Erkenntnis.

„Ich danke Ihnen tausendmal," rief er und schüttelte mir die Hände, „jetzt weiß ich, warum ich so schlecht vorwärts kam und immer stolperte."

Dann packte er das Gehänge und riß es mit einem energischen Ruck herum, aber leider so, daß der Degen jetzt verkehrt an seiner rechten Seite hing und seine Spitze dräuend vorwärts streckte.

*

Einmal stellte er meine Freundschaft denn doch auf eine zu harte Probe. Es war gegen 5 Uhr, wo ich mich schon meistens aus der Kerkerhaft des Sprechzimmers zu entlassen pflegte, als er, der

Sechzigjährige, mit jugendlicher Lebhaftigkeit zu mir hereinstürmte, ein ziemlich voluminöses Buch triumphierend durch die Luft schwenkend. Das neue Werk war fertig, das große Werk über den Blutdruck des Menschen. Hurra!

Er machte sich's wie gewöhnlich bequem in dem für Patienten bestimmten Lehnsessel neben meinem Schreibtisch, setzte sich die Hornbrille mit den riesigen kreisrunden Konvexgläsern auf die Nase und begann, mir vorzulesen. Er las das Titelblatt, das Vorwort, die Einleitung — wohin sollte das führen?

Meine Ausdauer im Zuhören ist bekannt, aber es hat doch schließlich alles seine Grenzen.

Ich drücke heimlich dreimal auf den elektrischen Taster. Mein gut abgerichteter Diener kommt herein und meldet, der Herr Baron sei eben gekommen und wünsche vorgelassen zu werden.

Das macht aber leider auf unseren Miniaturprofessor keinerlei Eindruck. Er beginnt das erste Kapitel.

Nach 10 Minuten gebe ich abermals das Notsignal. Ihre Exzellenz fange an ungeduldig zu werden, wird gemeldet.

Mein Vorleser nimmt keine Notiz von dieser Alarmnachricht und liest, alle Pointen sorgfältig heraushebend, seelenruhig weiter.

Es wird 6 Uhr. Höchste Seenot. Ich drücke unablässig auf den Knopf.

Johann stürzt herein und gibt mir durch Hochziehen der Schultern und windflügelartige Bewegungen der Arme zu verstehen, daß er keinen Rat wisse. Schließlich bringt er doch heraus, daß Seine Durchlaucht der Fürst Schwarzenberg gedroht habe, nie mehr wiederzukommen, wenn er mich nicht sofort zu Gesicht bekäme.

Den Professor stört das gar nicht.

Wenn ich noch einmal schelle, meldet Johann unfehlbar Seine Majestät. Das darf ich denn doch nicht riskieren. Ich bin also dem Unheil wehrlos preisgegeben.

Plötzlich verlöschen die Glühlampen. Johann meldet Kurzschluß im Hause. Das ist endlich die ersehnte Rettung. Johann, du treuer und erfindungsreicher Diener deines gemarterten Herren, du sollst von mir königlich belohnt werden.

Aber mein gelehrter Freund lehnt sich behaglich in seinem Lehnstuhl zurück.

„Macht nichts, Verehrtester, macht gar nichts. So ist es erst recht gemütlich. Ich kenne den Text durch die häufigen Korrekturen ohnehin fast wörtlich auswendig. Schade nur, daß ich Ihnen jetzt die schönen Diagramme nicht zeigen kann. Also hören Sie weiter!“

Nach einer Viertelstunde wird es wieder hell im

Zimmer und Johann erscheint. Herr Dr. Simmel aus Marienbad wünsche seine Aufwartung zu machen. Herein mit ihm!

Auch ich war einmal Kurarzt gewesen und hatte die oft demütigenden Werbevisiten bei hochmütigen hauptstädtischen Kollegen machen müssen. Dessen gedenkend, was ich selbst dabei hatte leiden müssen, suchte ich später immer den Ärzten, die aus den Kurorten zu mir kamen, die peinliche Situation durch freundschaftliches Entgegenkommen zu erleichtern.

Diesmal aber handelte ich gemein. Ich bat Dr. Simmel, in meinem Sessel Platz zu nehmen, den Professor, seine Vorlesung fortzusetzen, und beide Herren, mich für einige Augenblicke zu entschuldigen.

Der neue Gast fühlte sich durch die ihm zugewiesene Rolle hochgeehrt. Der Unglückliche ahnte nicht, was ihm bevorstand.

Wie von Furien gehetzt floh ich in mein Kaffeehaus. Nach mir die Sintflut!

Bei meinem schwarzen Kaffee, Zigaretten und angenehmen Geplauder vergaß ich bald die Hölle, die ich verlassen hatte und rasch verflog mir die Zeit bis 8 Uhr. Da ging ich wie gewöhnlich heim.

Vor meinem Hause angelangt erkannte ich, daß das Fenster meines Sprechzimmers erleuchtet war. Böse Ahnungen beschlichen mich.

Ich eilte in meine Wohnung, öffnete geräuschlos die Tür des Sprechzimmers und guckte hinein. Bei Gott, da saßen sie noch! Der Gelehrte deklamierte mit vollen Brusttönen und gestikulierte lebhaft. Er hatte sich in die Hitze geredet. Jetzt schien er eine verkleinerte Ausgabe des Antonius, der das Volk aufwiegelt.

Sein Zuhörer aber hockte vollkommen gebrochen in meinem Sessel. Verglast glotzten seine Augen ins Leere. Mit matter Handbewegung wischte er sich den Schweiß von der Stirne.

Das Buch schien kaum bis zur Mitte durchgelesen. Da war ein energisches und rasches Eingreifen Pflicht. Ich durfte auch vor dem äußersten Mittel nicht zurückschrecken. Ich trat ein.

„Herr Professor, verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche. Ihre Frau Gemahlin hat soeben angerufen. Sie ist wegen Ihres langen Ausbleibens besorgt, ja sogar, wenn ich mich nicht täusche, in Anbetracht des verderbenden Abendessens, ein wenig ungehalten."

Was die Beschwörung von Baronen, Exzellenzen und Fürsten nicht vermocht hatte, das bewirkte im Nu die Erwähnung der strengen Dame. Mit Blitzesschnelle klappte das unheilvolle Buch zu, verschwand die Brille, setzten sich die Beinchen in Bewegung, daß sie zu trillern schienen. Und hinaus schoß das Männlein.

Den armen Marienbader mußte ich mit Wein laben lassen. Ich entschädigte ihn später durch Zusendung zahlreicher Patienten für die ausgestandenen Qualen.

So sah der denkwürdige erste Blutdruckfall aus. Das ganze medizinische Wien amüsierte sich über ihn.

Der Hypochonder

Heute haben in der ganzen Welt alle Menschen, die auf sich halten, einen Blutdruck und von diesen schwört in Europa mindestens jeder fünfte, in Amerika aber jeder zweite, daß sein Blutdruck zu hoch sei.

Vom hohen Blutdruck zur Gefäßverkalkung ist der Weg nicht weit.

Jede Epoche hat zwar nicht immer ihren besonderen Baustil, aber ihre Modekrankheit hat sie sicher. Durch die Erfindung des hohen Druckes wurde die Gefäßverkalkung zu der Krankheit unserer Zeit.

Der Hypochonder von heute hat zwar die Auswahl zwischen Mastdarmkrebs, Rückenmarkschwindsucht, Lungentuberkulose und anderen schönen Sachen, aber zieht fast ausnahmslos die Gefäßverkalkung vor.

Der Kampf mit einem solchen Hypochonder ist, wenn der Gegner regsamen Geistes ist, für den Arzt

mitunter recht abwechslungsreich, aber manchmal auch aufregend.

Vor mehreren Jahren kam ein Herr in meine Sprechstunde, dessen Namen ich verschweigen muß, weil er sich trotz seines hohen Blutdrucks noch immer einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut. Er war und ist, wie man mir versichert, ein scharfsinniger Rechtsanwalt, aber er ist, oder war wenigstens, einfach dumm, wenn er sich in den Kreis seiner Krankheitsideen begab.

An der Art, wie er seine Wahrnehmungen schilderte und daraufhin kindisch-einfältig diagnostisch kalkulierte, konnte ich leicht erkennen, daß ich es mit einem bereits stark vernebelten Hypochonder zu tun hatte. Schließlich streifte er Schuh und Strumpf von einem Fuß und hielt mir diesen zur Begutachtung hin. Wassersucht, meinte er.

„Ich finde nichts," sagte ich, „aber geschwollen wären Sie mir lieber."

Diese herzlose Äußerung empörte ihn zuerst, aber ich gewann ihn mir, als ich ihm erklärte, daß ich mit einer wirklichen Wassersucht leichter fertig würde als mit einer eingebildeten.

In zahllosen Unterredungen rang ich hierauf mit seiner Wahnidee. Mit Humor und Ernst, durch Witze und zwingende Schlußketten suchte ich den verschrobenen Verstand wieder einzurenken. Der Erfolg war wechselnd, der Sieg aber nie vollständig.

Da kommt er wieder. Sein Schritt ist auffallend fest, seine Haltung straff. Ernst legt er ein hohles, weißes Stäbchen vor mich auf den Schreibtisch hin.

Man brauchte kein zünftiger Zoologe zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß es sich um ein Röhrenknöchelchen handelte, das von einem Hühnchen oder einer Taube stammte.

Er habe das Röhrchen morgens in seinem Nachtgeschirr gefunden. Es bestehe für ihn kein Zweifel darüber, daß es nichts anderes sei und sein könne als das verkalkte Stück eines Blutgefäßes, das ihm mit dem Urin abgegangen sei. Über diesen horrenden Blödsinn hätte ich bloß gestaunt und gelacht und er wäre ohne Folgen geblieben, hätte der aufgeregte Rechtsanwalt seine Rede nicht mit den Worten geschlossen:

„Nun was sagen Sie jetzt, Sie Ignorant?"

Eine Beschimpfung trifft uns nicht schwer, wenn in ihr nicht ein Körnchen Wahrheit steckt. Hätte er mich einen Seeräuber, einen Falschmünzer, einen Mädchenhändler geheißen, dann hätte ich mich vermutlich nicht sonderlich aufgeregt. Aber Ignorant?! Das traf.

Ich schellte Johann herein und befahl ihm kurz, den Herrn hinauszuwerfen. Und Johann war ein kräftiger Mann und gewohnt, meine Befehle wörtlich zu nehmen.

Als ich aber zur Besinnung kam, ward mir schwül

zumute. Ich hatte es ja mit einem Rechtsanwalt zu tun. Schon sah ich mich als Angeklagten vor Gericht, hörte ich die Zeitungen, von denen gar manche uns Ärzten leider gar nicht grün sind, in spaltenlangen Artikeln schreien: Ein Arzt mißhandelt einen Kranken! Meine Praxis war ruiniert.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am nächsten Tage brachte mir die Post einen Brief, dessen Aufdruck die Kanzleiadresse unseres Advokaten anzeigte. Mit zitternden Fingern riß ich den Umschlag auf.

Der Brief lautete:

„Ihr gestriges Benehmen war unqualifizierbar. Aber es war das erste Argument, das überzeugend auf mich gewirkt hat."

DAS GIFT

Nicht ganz so gut erging es meinem lieben Freunde Dr. Iffinger in einer ganz ähnlichen Situation.

Eine ungefähre Vorstellung von der Eigenart dieses Kauzes erhält man, wenn man erfährt, wie sich unser Wiedersehen abspielte, zwanzig Jahre, nachdem wir mit ausgeblasenen Hirnschalen und bebenden Gliedern gemeinsam den Rigorosensaal betreten hatten.

Der Diener meldet mir, ein fremder Herr in ländlicher Kleidung vollführe draußen im Vorzimmer aus unbekannten Gründen ein großes Spektakel. Auf die höfliche Frage nach seinem Namen und Begehr habe er ihn auf das Gröblichste beschimpft. Der Herold hatte seine Botschaft noch nicht beendet, als auch schon der respektlose Wüterich in mein Sprechzimmer hereingestürzt war, ohne erst die Erlaubnis zum Eintritt in das Allerheiligste abzuwarten.

„Herr, was nehmen Sie sich heraus?!“ fuhr ich den Eindringling mit dem Aufgebote meiner gesamten, allerdings nicht allzu ausgiebigen Stimmmittel an.

Jener legte seine Pranke mit solcher Vehemenz auf meine Schulter, daß ich zusammenknickte, und erwiderte:

„Aber Freunderl, mach dich nicht patzig! Ich bin doch der Iffinger! Erkennst mich denn nicht?“

Ich hätte ihn allerdings ohne seine Hilfe nie erkannt. Aus dem blutarmen, schmächtigen, schüchternen, kleinen Bürschchen von damals hatte sich in dem kärntnerischen Dörfchen, in das ihn das Schicksal verschlagen hatte, weitab von der Bahn unter Bauern und Holzfällern, ein untersetzter, muskulöser Mann entwickelt, mit struppigem Vollbart, streitlustig durch die Brillengläser blitzenden Lichtern und einem kriegerisch vorgestreckten Bäuchlein. Er nannte sich selbst saugrob. Grobheit sei Bauernbrot, mit Torten verdürbe man ihnen den Magen. Vergesse er sich einmal und sei ausnahmsweise höflich gegenüber einem seiner hartgesottenen Klienten, dann schüttle das ganze Dorf die Köpfe und meine, es müsse mit dem Manne schlecht bestellt sein, wenn der Doktor ihn so zart anfasse.

Nur in einem Falle hatte ihm seine urwüchsige Art, mit Menschen umzugehen, Ungelegenheiten bereitet. Ein Holzfäller, der weit und breit als kräftiger Schnapskonsument bekannt war, kam zu ihm und klagte über Appetitlosigkeit, Brechreiz und dergleichen Annehmlichkeiten mehr. Der Doktor besah,

beklopfte, knetete den Bauch des Patienten und schüttelte mit sehr besorgter Miene sein Löwenhaupt. Es sei die höchste Zeit gewesen, daß er gekommen sei. Einen Tag später und es wäre ein Lebergeschwür daraus geworden. So aber hoffe er ihn noch durch ein kräftiges Mittel zu retten.

In den kleinen, abseits gelegenen Dörfern muß der Arzt auch den Apotheker spielen. Der Doktor riß von einer Zeitung ein Stück Papier ab und fertigte daraus kunstvoll eine Tüte. Sodann holte er feierlich eine weiße Porzellandose herbei, auf die ein schwarzer Totenkopf gemalt war, zum Zeichen, daß ihrem Inhalt nicht zu trauen sei. Er entnahm dem unheimlichen Gefäß eine ansehnliche Menge eines weißen Pulvers, wog es und tat es in die Tüte. Von dem Pulver war pünktlich alle zwei Stunden eine Prise zu schlucken. Seine Wirkung war sofort, vollständige Heilung in einigen Wochen mit absoluter Sicherheit zu erwarten. Aber, aber! Es bestand eine große Gefahr. Wenn dieses Mittel in die allerleiseste Berührung mit Alkohol kam, wenn zum Beispiel auch nur ein Stäubchen davon im Magen einen Tropfen Schnaps begegnete, verwandelte es sich sofort in ein höchst gefährliches Gift. Darum galt als strenge Vorschrift, eine Stunde vor und eine Stunde nach jeder Prise jeglichen Alkohol auf das ängstlichste zu meiden. Da während der Kur selbst der Dunst des Alkohols gefährlich werden konnte,

war die Tür des Wirtshauses in weitem Bogen zu umkreisen.

Schon nach einigen Tagen erschien der Patient wieder beim Doktor, ganz geknickt. Der Doktor habe ihn vergiftet. Bei jeder Portion des infernalischen Pulvers habe er deutlich gespürt, wie ihm das Gift ins Blut dringe. Nun sei er verloren, wenn es kein Gegengift gebe.

„Vergiftet?" brüllte der Doktor. „Der Teufel hat dich endlich beim Kragen, du besoffenes Schwein!"

Obwohl er nach Fusel stank wie je, schwor jener bei allen Heiligen, er habe den Schnaps nicht angesehen.

„Dann hast du blind gesoffen, Hundsfott."

Diese grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten wurden vermutlich nicht nur mit den Waffen des Geistes nach akademischen und parlamentarischen Regeln verfochten, denn es erhob sich ein mächtiges Geschrei und Gepolter, in welches das Knallen zweier Ohrfeigen von Iffingers kräftiger Hand hineinklatschte. Diese Geräusche waren zwar im Hause und auch in der Umgebung deutlich vernehmbar, erregten aber keinerlei Aufmerksamkeit, da die stets turbulente Sprechstundentätigkeit unseres Bauerndoktors gar nicht selten von einer derartigen Vokal- und Instrumentalmusik mit Schlagwerk begleitet war.

Gleich darauf schoß unser Bauer mit so großer

Geschwindigkeit aus der Tür des Arzthäuschens hervor, daß die Mitwirkung einer fremden Gewalt deutlich zu erkennen war. Auch das wäre weder von ihm selbst noch von seinen engeren Mitbürgern als ein ungewöhnliches Vorkommnis gewertet worden, wenn nicht ein kleiner Zwischenfall die Sache verwickelter gestaltet hätte.

Unser fliegender Bauer hatte nämlich ebenso wenig wie ein Komet oder Meteor irgendwelchen Einfluß auf die Bahn, die sein Körper beschrieb, nachdem ihm eine so bedeutende Beschleunigung in bestimmter Richtung erteilt worden war. Er machte zwar einen Versuch, seine Fahrt zu steuern, indem er rudernde Armbewegungen ausführte, wie eine fette Gans, die sich krampfhaft bemüht, gleich ihren wilden Vorfahren zu fliegen, aber es ging unaufhaltsam nach astronomischen Gesetzen geradlinig fort — und einige Sekunden später schwamm er mitten in der Landstraße in innigster Umschlingung mit einer alten Bäuerin, die mit ihrem vollen Milcheimer in seine grandiose Flugbahn hineingewatschelt war, in einem weißen See, eine Situation, die, wie man irrtümlich allgemein annimmt, von der Vorsehung ausschließlich für Fliegen bestimmt ist.

So kam die Sache vor Gericht, denn die geschädigte Bäuerin verlangte klingenden Ersatz für ihre vergossene Milch und klagte den Bauern. Der Bauer aber klagte den Doktor.

Der Richter, der unseren braven Iffinger, trotz seines rabulistischen Gebarens, zu würdigen wußte, fragte ihn zunächst, welche Bewandtnis es mit der angeblichen Vergiftungskrankheit des Burschen habe.

Der Bauer sei ein Viechskerl, antwortete dieser kurz und bündig.

Dieses fachmännische Gutachten war nicht sachlich genug und befriedigte auch den Richter nicht.

Der Kläger aber, der den Sinn der allzu bündigen Rede seines Gegners richtig erfaßt hatte, wiederholte ausführlich den Sachverhalt. Er sei kerngesund gewesen, bis er durch den Genuß dieses schrecklichen Pulvers in ein gefährliches Siechtum verfallen sei. Hätte ihn nicht der pestilenziale Geruch und der abscheuliche Geschmack des Mittels von weiterem Einnehmen zurückgehalten, er wäre sicher gestorben.

Alle Anwesenden blickten mit ängstlicher Scheu auf das Corpus delicti hin, das auf dem Gerichtstische zur Schau gestellt war. Dort stand nämlich ein breites Einsiedeglas, in welches man der allgemeinen Sicherheit wegen die gefährliche Zeitungstüte mit dem Reste ihres giftigen Inhaltes versenkt hatte.

Sein Magen sei noch immer wüst davon, schloß der Kerl und ließ die Backen hängen.

„Warum bist du denn damals zu mir gekommen,

du Lümmel, wenn du so gesund warst, he?“ fragte treffend der Doktor.

Jener aber blieb ihm die Antwort nicht schuldig:

„Das habe ich im Rausch getan. Wenn mir wirklich was fehlt, gehe ich zum Schäfer Höllerhansl.“

Der Richter meinte nun, die Sache werde sich rasch klären, wenn der Herr Doktor die Freundlichkeit haben wolle, zu sagen, was denn eigentlich in der Tüte enthalten sei.

Es gehe hier niemanden etwas an, wie er die Leute kuriere, erwiderte dieser grob. Laien verstünden nichts von solchen Dingen. Und dabei blieb er trotz gütlichen Zuredens. Das sei eben seine Sache und schließlich auch Berufsgeheimnis.

Der Richter deutete seine beharrliche Weigerung falsch. Er wollte ihm den Weg zu einem Geständnis bahnen. Der Arzt sei ja auch nur ein Mensch und darum Irrtümern unterworfen, führte er mit salbungsvoller Güte aus. Der schwarze Totenkopf, den der Bauer auf dem Porzellangefäß, dem das Pulver seinerzeit entnommen wurde, bemerkt habe, sei ja ein deutlicher Wegweiser zur Findung des Rechtes. Ob hier nicht — das komme doch in den besten Apotheken vor — eine zufällige Verwechslung vorliege, zum Beispiel mit Rattengift?

Das war zu viel. Das brachte den längst überheizten Kessel zur Explosion.

„Rattengift! Jawohl Rattengift!“ schrie Iffinger, stürzte auf den Gerichtstisch los, ergriff das Einsiedeglas und riß die Tüte heraus.

Entsetzt flohen alle von dem Gift in die vier Ecken des Zimmers.

Durch heftiges Schütteln brachte der Wütende einen tüchtigen Haufen des weißes Pulvers aus dem Papier auf seine linke Handfläche. Dann sperrte er den Mund auf wie ein Scheunentor und schleuderte, durch einen schallenden Klaps seiner flachen Hand auf den Mund, das Gift in seinen Rachen.

Er ging dabei doch gar zu energisch vor. Das Pulver drang ihm in die Kehle und verlegte ihm den Atem. Er drohte zu ersticken.

Selbstmord im Gerichtssaal!!

Sein Gesicht färbte sich blau, aber das konnte man nicht sehen, weil ein großer Teil der Pulvermasse sich zerstäubt und auf Nase, Wangen und Bart niedergelassen hatte, so daß er aussah wie eine Katze nach einem Schmaus von Obersschaum.

Ein gewaltiges Pusten und gröhlendes Röcheln bahnten schließlich doch wieder dem belebenden Sauerstoff einen Weg in die Lungen.

Nach mehreren, durch Krampfhusten vereitelten Versuchen brüllte endlich der Doktor los:

„Schafsköpf' übereinander! Zucker ist's, wenn Ihr's wissen wollt, reiner Zucker.“

Die Milchangelegenheit wurde im Vergleichswege geordnet.

Nur in dem Betriebe seiner Hausapotheke war Dr. Iffinger sehr behindert, denn weiße Pulver und süß schmeckende Medizinen wirkten seit jenem Vorfall durch lange Zeit bei seinen Bauern nicht.

EINE LEBENSRETTUNG

So wie das relative Ansehen der Geldsorten aller Länder maßgebend für die ganze Welt aus mir unbekannten Gründen an der Züricher Börse reguliert wird, wurde in den Zeiten, da Wien noch das medizinische Mekka der seligen österreichisch-ungarischen Monarchie war, der Kurswert der dortigen Spezialärzte im äußersten Osten des großen Kaiserreiches bestimmt, nämlich von den Wunderrabbis Galiziens und der Bukowina. Sie brachten den Wiener Professoren nicht nur ihre eigenen geheiligten Persönlichkeiten zur Reparatur, sondern sandten ihnen auch jährlich Tausende von Patienten zu, die zwar im Wartezimmer nicht sehr dekorativ wirkten, aber doch dort immer gern gesehene Gäste waren.

Rabbi Gramisch entstammte zwar nicht einer der ganz hohen Dynastien — die Würde ist erblich — aber er war immerhin eine Kanone, wenn auch kleineren Kalibers.

Der Augur kam zu mir, dem Auguren von der anderen Fakultät. Es fehlte ihm nicht viel. Die übliche Melange: ein wenig Zucker, etwas Gefäßverkalkung und eine Kleinigkeit an der Haut.

Zweierlei wollen östliche Patienten vom Arzte mit-

bekommen, mindestens ein Rezept und einen Kurort. Ich bestimmte Franzensbad.

Der Rabbi sah mich mit seinen dunklen, träumerischen Augen sinnend an und fragte:

„Warum nicht Karlsbad?"

Karlsbad ist für diese Kreise der Kurort der Kurorte. Es hätte ihm ebenso wenig geschadet wie Franzensbad. Aber da hieß es fest sein:

„Karlsbad könnte, Gott behüte, Ihr Tod sein, Herr Rabbiner."

Er ließ seine Finger mehrmals durch den breit herabwallenden weißen Vollbart streichen.

„Ich war gestern bei Professor Blumenberg," sagte er, „und der hat mir Karlsbad verschrieben."

Das war bitter, denn Blumenberg war mein Freund. Ich mußte trachten zu vermitteln, ohne mir zu schaden.

„Sehen Sie, Herr Rabbiner: Blumenberg ist doch mehr für die Leber und ich bin mehr für das Herz. Wenn einer für die Leber ist, denkt er zuerst an Karlsbad, ist er aber für das Herz, denkt er mehr an Franzensbad. Was ist Ihnen nun wichtiger, die Leber oder das Herz?"

Er ging, das Denkerhaupt bedächtig wiegend, davon. —

Der nächste Herbst brachte mir viele Kranke aus Galizien, von denen mir jeder Grüße von Rabbi

Gramisch übermittelte, von Rabbi Gramisch, dem ich das Leben gerettet hätte.

Ich hatte ihm das Leben gerettet?

Schließlich kam er selbst und meine erste Frage war:

„Rabbi, wodurch habe ich Ihnen das Leben gerettet?“

„Das will ich Ihnen sagen. Sie haben mir doch verboten, nach Karlsbad zu fahren. Nun also. Aber der Rabbi Löwenzahn — Gott habe ihn selig und ich will ihm nichts Böses nachsagen, aber heißt ein Rabbi, was das war — der Rabbi Löwenzahn ist nach Karlsbad gefahren und dort hat ihn nebbich der Schlag getroffen.“

DER MANN VON VIERZIG JAHREN

Vor mir sitzt ein buckliger Mensch.

Er: Herr Doktor, nächste Woche muß ich sterben, Dienstag, den 14. April, an meinem vierzigsten Geburtstag.

Ich: Das ist weiter nicht wunderbar, mein Lieber. Sie werden sich vermutlich an diesem Tage aufhängen?

Er: Nein, nein, ich werde eines natürlichen Todes sterben.

Ich: Dann sind Sie hier nicht am richtigen Ort, denn ich bin kein Psychiater.

Meine Barschheit tat mir sofort leid, denn der Arme brach in ein so heftiges Schluchzen aus, daß das zerknitterte Körperchen nur so hüpfte und sich schüttelte. Gegen den Anblick körperlicher Schmerzensäußerungen stumpft uns der Beruf wohl ab. Dafür werden wir gegenüber seelischem Leid um so empfindlicher.

Er ließ sich schließlich beruhigen und erzählte:

Als Kind erkrankte er an Wirbeltuberkulose, als deren Endresultat sich später die gegenwärtige Verunstaltung seines Körpers herausbildete. Man legte ihm einen starren Gipspanzer um den zarten Ober-

körper und verurteilte ihn zu mehrmonatlicher Bettruhe.

Seine arme Mutter war zunächst nur um das Leben ihres damals noch Einzigen besorgt. So fragte sie denn, wer weiß, zum wievielten Male, den Arzt, als sie sich an der Wohnungstür von ihm verabschiedete, ob der Zustand ihres Kindes gefährlich sei. Leider hatte sie versehentlich die Tür zu dem Krankenzimmer offen gelassen, so daß der kleine Patient deutlich die Antwort des Arztes vernehmen konnte:

„Vierzig Jahre alt wird das Bürschchen werden."

Wenigstens war er fest überzeugt, so gehört zu haben.

Endlose Krankheit wirkt wie ein Treibhaus auf die Seele eines Kindes. Es ist leider eine Reifung ohne Blütezeit. Es gibt keinen traurigeren Anblick als das Wissen in dem welken Gesichtchen eines dahinsiechenden Kindes. Das Alter des Menschen wird bestimmt durch die Summe seiner Leiden.

Während der vielen, vielen Stunden des einsamen Daliegens dachte es in ihm. Eine Vorstellung kam immer wieder: Vierzig Jahre! Aber das war ja noch so unendlich weit. Ob vierzig oder siebzig, das macht doch keinen Unterschied. Auch die Sterne erscheinen uns alle in gleicher Entfernung. Er erkundigte sich nach dem Alter der Menschen, die er kannte, der Eltern, der Verwandten, des Arztes. Wie alt diese Vierzigjährigen waren!

Als er endlich aufstehen durfte · geheilt! — war er ein Krüppel.

Daß er anders war, als die übrigen Jungen, das ließ ihn das Bedauern der Erwachsenen und der Spott der Altersgenossen nie vergessen, aber er gewöhnte sich daran. Was ihn jedoch mindestens ebensosehr wie seine körperliche Eigenart von jenen schied, war eine geistige Ungleichheit. Er begriff das zügellose Plänemachen der anderen nicht. Die Lebensdauer des Menschen ist doch begrenzt. Er war sich dessen immer bewußt, die anderen dachten nicht daran. Seine Zeitrechnung glich einer Buchhaltung mit Soll und Haben. An jedem Geburtstag strich er ein Jahr von seinem Guthaben ab. Neujahr war ihm nicht ein hoffnungsbeschwingtes Fest der Freude, es war vielmehr von dem Bedauern darüber beschattet, wieder ein Erkleckliches von seinem Besitz an Zeit verbraucht zu haben, wie dies bei Menschen zu sein pflegt, die die Höhe ihres Lebens bereits überschritten haben. Ein Kind an Jahren war er schon alt.

Eine sonderbare Erfahrung brachte ein neues Moment in sein Gemütsleben. Ein Mitschüler starb an Lungenentzündung. Die ganze Klasse gab dem Dahingeschiedenen das letzte Geleite und sammelte sich um das offene Grab. Als ein Chor von lebensfreudigen, hellen Knabenstimmen das Lied intonierte: „Es ist bestimmt in Gottes Rat — —", blieb

kein Auge trocken und die Frauen schluchzten laut. Nur in der kümmerlich verunstalteten Brust unseres kleinen Buckligen quoll ein freudiges Gefühl auf durch eine naheliegende Erkenntnis, die in jedem anderen Kinde Furcht, nicht Freude erregen mußte. So wie der Knabe, dessen Sarg man eben in das Grab gleiten ließ, konnte ja auch er an Lungenentzündung sterben, bevor er sein vierzigstes Lebensjahr erreichte. Eine Mauer, die sein Dasein bisher zeitlich fest umgrenzt und ihn als wesensfremd von seinen Mitmenschen geschieden hatte, kam da ins Wanken. Das ist damals dem Arzt nicht eingefallen. An der Erleichterung, die er bei diesem Gedanken empfand, wurde er sich erst bewußt, wie sehr die scheinbar unumstößliche Zielsetzung seiner Erdenwanderung den Hintergrund seines Bewußtseins umdüstert hatte.

Er sollte Rechtswissenschaften studieren, aber er brach bald ab. Die Lehrzeit schien ihm zu lang, im Vergleiche zu dem Rest seines Lebens. Er erhielt einen kleinen Beamtenposten, der in materieller Beziehung seine bescheidenen Ansprüche durchaus befriedigte. Dabei war er nicht etwa ohne Ehrgeiz. Im Gegenteile, er suchte zu wirken. Er bestrebte sich, wie dies in Fällen, wo ein körperliches Gebrechen den Eindruck der Persönlichkeit so stark beeinträchtigt, wenigstens geistig für mehr als einen Durchschnittsmenschen zu gelten. Da ihm aber

gründliche Studien, wie alle langwierigen Vorbereitungen, unökonomisch erscheinen mußten, trainierte er sich auf schlagfertige Diskussionen, scharfe Kritik, Produktion verblüffender Paradoxen und überraschender Einfälle. Er fand auch gesellige Kreise, die sich ihm willig ergaben.

So wurde er dreißig Jahre alt. Da begann er, statt nach Jahren, nach Monaten zu rechnen und es fiel ihm auf, daß ihm diese kurzen Zeitabschnitte immer rascher durch die Finger rannen.

Mit der Zeit hat es eine merkwürdige Bewandtnis. Die Geschwindigkeit ihres Ablaufes steht in einem geraden Verhältnis zu der bereits verbrauchten Lebensdauer. Je älter wir werden, desto kürzer wird für uns ein Jahr. Newtons für die Masse aufgestelltes Gesetz gilt leider auch hier, wir fallen in gleichmäßig beschleunigtem Tempo dem Tode entgegen, ich sage deshalb leider, weil uns ja das Jahr, in Anbetracht des ebenso rasch schwindenden Lebensrestes, in gleichem Grade wertvoller wird.

Wie schon gesagt, unser Freund war trotz seiner Jugend alt.

Und Monat um Monat schwand dahin und er strich in seinem Kalender einen nach dem anderen ab. Er tat dies mit dem gleichen Bedauern, mit dem er bisher alljährlich seinen Lebensfaden mit seiner symbolischen Schere gekürzt hatte. In dieses Be-

dauern mischte sich nun ganz allmählich ein neues Gefühl — Angst, die Angst vor dem Tode.

In Romanen und Zeitungsberichten war er oft Schilderungen der letzten Stunden von zum Tode verurteilten Menschen begegnet. Weder die Beschreibungen heldenhaften Betragens, noch solche des Verzagens beim Anblick des Henkers hatten ihn früher stärker berührt. Jetzt stellte er sich diesen Unglücklichen gleich.

Zunächst gelang es ihm noch, diese Angst abzuschütteln, wenn sie kam. Sie verwandelte sich in Traurigkeit. Nur abends von dem Einschlafen war er widerstandslos. Da überfiel es ihn oft übermächtig und steigerte sich zum Entsetzen. Er zitterte am ganzen Körper und der Schweiß drang ihm aus allen Poren.

Seitdem er sein 39. Lebensjahr vollendet hatte, rechnete er noch nach Tagen. Die Angst verließ ihn nicht mehr und verfolgte ihn auch in seine Träume, so daß er nachts oft schweißgebadet mit einem Schrei aus dem Schlafe emporfuhr. Oft dachte er daran, durch Selbstmord seine Qualen abzukürzen, aber es fehlte ihm der Mut dazu.

Jetzt trennten ihn nur noch wenige Tage von dem entsetzlichen vierzigsten Geburtstage, an dem er sterben zu müssen glaubte. Die Verzweiflung eines Ertrinkenden beherrschte ihn.

Was ihn zum Arzt getrieben hatte, wußte er selbst

nicht, denn er hielt sein Schicksal für unabwendbar. —

Ich untersuchte zunächst den Bedauernswerten. Sein Herz erwies sich zwar nicht als erstklassig, aber ich konnte meinem Patienten mit gutem Gewissen versichern, daß keinerlei Anzeichen einer unmittelbaren Gefahr zu konstatieren seien.

Dann sprach ich zu ihm als Mensch zu einem verzweifelten Nebenmenschen. Ich mühte mich redlich und opferte ihm eine gute Stunde, um ihn zu beruhigen und ihn davon zu überzeugen, daß er an einer Wahnidee leide. Was er seinerzeit aus dem Munde des Arztes gehört habe, oder vielmehr gehört zu haben glaube, habe er mißverstanden, erklärte ich ihm. Wenn er glaube, daß wir imstande seien, die Lebensdauer eines Menschen auf Jahrzehnte hinaus und noch dazu auf den Tag genau zu bestimmen, dann halte er uns für Propheten oder Wahrsager und nicht für Ärzte. Zum Beweise unseres Mangels an Unfehlbarkeit zitierte ich krasse Fälle von prognostischen Irrtümern, wie zum Beispiel drei berühmte Kliniker in gemeinsamer Beratung die Lebensdauer eines Kranken mit sechs Wochen bemessen hätten, dieser aber noch heute, nach 15 Jahren, sich seines Daseins freue, während sich andererseits auch der höchst fatale Fall ereignet hatte, daß ein Patient, nachdem ihn eine jener Koryphäen untersucht hatte, in das Wartezimmer

zurückgekehrt, tot zusammenbrach, gerade in dem Momente, wo der Arzt sich bemühte, der bei ihm zurückgebliebenen besorgten Gattin des Kranken zu beweisen, daß jener nichts anderes sei, als ein selbstquälerischer Neurastheniker.

So und ähnlich gelang es mir schließlich doch, die Nebelhülle der Melancholie zu durchdringen und das Interesse des trübseligen Gesellen zu erregen.

Unsere Konversation bekam sogar eine heitere Färbung, als wir auf das tolle Spiel zu sprechen kamen, das hypochondrische Einbildungen mit den Menschen treiben können. Die gut erfundene Fabel von dem Mädchen, das sich einbildete, einen lebendigen Frosch in ihrem Magen zu beherbergen und dadurch geheilt wurde, daß man ihr ein Brechmittel verabreichte und in die hierauf erfolgende Entleerung geschickt einen munteren Laubfrosch hineinpraktizierte, brachte ihn zu lautem Lachen. In dieser so sehr gebesserten Laune konnten wir scherzend die Möglichkeit erwägen, ob nicht am Ende sein Geburtsschein falsch sei und er bereits, ohne es zu wissen, sein vierzigstes Lebensjahr überschritten habe.

Er schien von seinem Alp befreit. Beim Abschied dankte er mir innig und ich entließ ihn, nachdem ich ihn noch verpflichtet hatte, am Mittwoch, also einen Tag nach dem verhängnisvollen Termin, wieder zu mir zu kommen, bewaffnet mit einer

Flasche Champagner, die wir auf sein Wohl zu leeren gedachten.

Ich glaubte, meine Sache recht gut gemacht zu haben und war mit mir zufrieden.

Er kam Mittwoch nicht. In der Hast meiner Berufstätigkeit fiel mir dies gar nicht auf. Vom medizinischen Standpunkte aus hatte ich keinen Grund, den Fall ernst zu nehmen. Schließlich sind wir auch an Rücksichtslosigkeiten von seiten unserer lieben Patienten zu sehr gewöhnt.

Am Freitag erschien in meiner Sprechstunde eine Dame, die sich als die jüngere Schwester meines Klienten zu erkennen gab.

Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Da dämmerte in mir eine Ahnung auf.

„Also ist er doch gestorben?" fragte ich.

„Ja, und ich erfülle einen seiner letzten Wünsche, indem ich jetzt bei Ihnen bin. Mein armer Bruder trug mir auf, Ihnen zu sagen, das Sterben sei nicht so schwer wie er es sich vorgestellt habe."

„Wann ist er gestorben?"

„Wie er es immer vorausgesagt hat, Dienstag, an seinem vierzigsten Geburtstag, um 10 Uhr abends."

„Dann hat er sich selbst umgebracht!"

„Nein, gewiß nicht," protestierte lebhaft die Dame, „er ist eines natürlichen Todes gestorben."

„War ein Arzt zugegen?"

„Es waren sogar drei Herren da. Wir hatten in unserer Verzweiflung zu allen Ärzten der Nachbarschaft geschickt."

Und sie berichtete das folgende. Als er in der Vorwoche von mir nach Hause kam, überraschte er seine Familie, die schon so viel unter seiner Gemütsverstimmung gelitten hatte, auf das Freudigste durch die heitere Stimmung, die er zur Schau trug. Er schilderte munter den Verlauf unserer Unterredung. Die gute Laune und Zuversicht hielt an und man behandelte ihn zartfühlend als Rekonvaleszenten.

Man beschloß, den vierzigsten Geburtstag besonders herzlich zu feiern, und bereitete für den Abend ein Festessen vor, das bis Mitternacht ausgedehnt werden und dann in eine Art von übermütigem Silvesterrummel übergehen sollte.

Man setzte sich um 8 Uhr zu Tisch. In angeregtem Gespräch verging die Zeit angenehm bis etwa 9 Uhr. Da legte er Messer und Gabel hin und senkte nachdenklich den Kopf, als suche er in seinem Gedächtnis nach einer Vorstellung, die ihm abhanden gekommen. Auf die teilnehmenden Fragen der Angehörigen gab er keine Antwort, sondern ließ nur seine geistesabwesenden Blicke irrend durch das Zimmer schweifen.

Plötzlich war es, als hätte er gefunden, was er suchte. Er stieß einen Schrei aus. Die Angst, die durch einige Tage zurückgestaut war, durchbrach

ihre Dämme. In seinem Gesicht malte sich das Entsetzen, sein ganzer Körper zitterte und die Zähne schlugen klappernd aufeinander.

Man brachte ihn rasch zu Bett und sandte nach den Ärzten.

Als diese kamen, fanden sie den Kranken in heftigster Atemnot, mit einem schaumigen Auswurf auf den Lippen. Sie konstatierten akute Herzschwäche mit Lungenödem. Einige rasch applizierte Injektionen brachten den Anfall zum Stillstand.

„Mein armer Bruder war nun vollständig erschöpft," schloß die schluchzende Frau ihren Bericht, „aber es kam eine wunderbare Ruhe und Gefaßtheit über ihn. Da gedachte er noch Ihrer, Herr Doktor, in Dankbarkeit. Um 10 Uhr starb er friedlich. Die Angst hat ihm das Herz gebrochen."

Die Schulmedizin lächelt über das gebrochene Herz und manches andere, wovon das Volk faselt. Aber wer weiß, ob sie dabei immer im Rechte ist.

UNDANK

Ein Arzt klagte einem Kollegen:

„Es ist in unserem Berufe häßlich eingerichtet: Wird ein Patient gesund, dann hat die Natur geholfen; stirbt er, dann hat ihn der Arzt verpatzt."

Der andere, ein mit Recht als sehr geistreich bekannter Chirurg, erwiderte:

„Wir Ärzte, lieber Freund, ernten so viel unverdientes Lob, daß wir uns auch zuweilen einen ungerechten Tadel gefallen lassen dürfen."

Das Wort vom unverdienten Lob sprach, wie gesagt, ein Chirurg, der wahrlich Gelegenheit genug hat, sich durch Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit bei seinen Klienten das Recht auf Dankbarkeit zu erwerben. Unsereinem aber steigt die Röte der Scham ins Gesicht, wenn uns einer seinen Lebensretter nennt.

Der Tadel hat manchmal seinen guten Grund:

Eine Dame, die ich trotz oder vielmehr wegen der Vielgestaltigkeit ihrer Beschwerden für, wie man es zu nennen pflegt, rein nervös hielt, gab mir in meiner Sprechstunde häufig und viel zu tun. Als sie durch längere Zeit ausblieb, sandte ich ihr meine

Honorarnote. Da erschien ihre Tochter und erzählte meinem Diener, unter Tränen und lautem Schluchzen, die Mutter sei in der letzten Zeit so elend geworden, daß sie die Besuche bei mir hat einstellen müssen. Meine Behandlung habe ihr nicht nur nicht genützt, sondern sie so heruntergebracht, daß sie nunmehr als schwer krank das Bett hüten müsse. Nun solle sie auch noch das viele Geld bezahlen.

Da die Szene bei den wartenden Patienten peinliches Aufsehen zu erregen drohte, schob mein stets geistesgegenwärtiges Faktotum das verzweifelte Mädchen rasch zu mir in das schalldichte Sprechzimmer, das eben frei geworden war. Vor mir stand eine entzückende Siebzehnjährige mit blondem Wuschelkopf und schwimmenden blauen Augen in einem hellen Frühlingskleidchen. Der Anblick ihrer kindlichen Trauer war rührend. Ich ließ sie Platz nehmen und mir den Bericht wiederholen.

Da legte es sich mir schwer auf das Herz. Wenn in einem Falle, den wir leicht genommen haben, unvermutet eine tragische Wendung eintritt, überfällt uns unfehlbar ein niederschmetterndes Schuldbewußtsein, so als träfe uns die Verantwortung für das hereingebrochene Unheil.

Wie konnte ich mich nur in der Diagnose so vergriffen haben, nachdem ich die Kranke so oft und so gründlich untersucht hatte? Das fraß an meinem Selbstbewußtsein.

Ich erinnerte mich einer schrecklichen Szene, die ich als ganz junger Arzt miterlebt hatte. Der genialste Diagnostiker, der an großen Klinikern wahrlich nicht armen Wiener Fakultät, hatte bei einem Manne, der über heftige Unterleibsbeschwerden klagte, eine Trägheit des Darmes angenommen und ihm eine Trinkkur in einem böhmischen Quellenort verordnet. Der Patient befragte noch einen zweiten Internisten, und dieser konstatierte bei ihm einen Mastdarmkrebs, der die sofortige Vornahme einer Operation notwendig erscheinen ließ. Der mit Recht bestürzte Mann wandte sich jetzt an mich als seinen Landsmann. Ich jedoch fühlte mich nicht berufen, hier den Richter zu spielen, und zog es daher vor, beide Herren, behufs einer neuerlichen gemeinsamen Untersuchung und Beurteilung des Falles, in meine Wohnung zu laden. Es stellte sich sofort heraus, daß es sich hier tatsächlich um eine bereits stark entwickelte Krebsgeschwulst handelte. Die Wirkung, welche die Aufdeckung seines Irrtums auf das Gemüt des Klinikers ausübte, war erschütternd. Ich mußte es mit ansehen, wie mein verehrter und geliebter Meister gleich einem Wahnsinnigen in dem Zimmer hin und her rannte, gegen sich tobte, sich buchstäblich das Haar raufte. Jedem Zuspruch unzugänglich schrie er, er sei nicht würdig, ein Arzt genannt zu werden, viel weniger noch, der Jugend als Lehrer der medizinischen Wissenschaften zu

dienen. Als ich ihm das bereitgelegte Honorar überreichte, schleuderte er es mir ins Gesicht und rannte davon.

Es ist mir unmöglich, das Bild dieses bedeutenden Menschen beiseite zu legen, ohne eine zweite Reminiszenz als Gegenstück zu der eben angeführten ersten hervorzuholen. Sie ist für ihn — und vermutlich ähnliches für alle genialen Geister — charakteristisch. Darum mag mir diese Abschweifung verziehen werden. — Ich entwickelte vor ihm am Krankenbett eine außerordentlich schwierige Diagnose, um sie von ihm bestätigen zu lassen. Er heftete seine übergroßen dunklen Künstleraugen mit dem Ausdrucke rückhaltloser Bewunderung auf mich und sagte:

„Herr, Sie sind ein Genie. Kein lebender Kliniker macht Ihnen eine solche Diagnose nach."

In Wirklichkeit hatte ich ihm nur wortwörtlich wiederholt, was ich wenige Tage vorher aus seinem eigenen Munde, bei ähnlicher Gelegenheit, gehört hatte. Er wurde dunkelrot, als ich ihn darüber aufklärte.

Doch kehren wir zu unserer reizenden Siebzehnjährigen zurück, die indessen ihre Tränen reichlich hatte fließen lassen. Ich fühlte, wie sich die Schatten der Melancholie dunkel und schwer wie Gewitterwolken auf mein Haupt herabsenkten. Wie damals

bei meinem großen Meister vernichtete jetzt in mir die aus einem ungeheuerlichen Irrtum wie ein Blitzlicht hervorschießende Einsicht in die Unzulänglichkeit des eigenen Intellekts und Charakters die ohnehin auf unsicherer Grundlage ruhende Selbstachtung.

Da meldete sich der Summer des Haustelephons, das mich mit dem Vorzimmer verband. Der Diener meldete mir, er habe zufällig aus dem Fenster gesehen und glaube in einer unten auf der Straße in dem herrlichen Frühlingsschein promenierenden Dame die Mutter unserer Kleinen, also die angeblich durch meine Schuld zu Hause auf ihrem Schmerzenslager so entsetzlich sich abquälende Kranke, zu erkennen. Ich beherrschte mich und antwortete, um mein schönes Gegenüber den Inhalt unseres Gespräches nicht ahnen zu lassen, ruhig in die Sprechmuschel, ich benötige das bewußte Buch dringend, man möge es sofort herbeischaffen.

Das liebe Kind, dessen Schmerz um die teure Mutter sich durch einige teilnahmsvolle Fragen von meiner Seite zu einem Paroxysmus gesteigert hatte, wechselte eben sein Taschentuch, weil das erste schon von ihren Tränen troff, als sich die Tür meines Sprechzimmers auftat und die so bitterlich Beweinte vor uns stand. Sie war noch schön, diese vollreife Frau. In ihrer hellfarbigen Frühjahrstoilette, dem blumengeschmückten Hut, das duftige Sonnenschirm-

chen in der Hand, war sie die Darstellung strammster Gesundheit und lenzlicher Lebensfreude.

Die beiden Frauen starrten sich sprachlos an, wohl eine Ewigkeit lang.

Ich war des Zornes zu voll, um diesen einzigartigen Anblick ganz auskosten zu können. Meine Rede aber muß donnergewaltig gewesen sein, denn ich sah alsbald zwei schöne Frauengestalten demütig zu meinen Füßen knien.

Ich verzieh ihnen gerne, denn erstens waren sie, wie gesagt, schön, zweitens versprachen sie feierlich, meine Honorarnote umgehend zu begleichen, und schließlich waren sie ja doch nicht in dem ungeheuren Maße undankbar gewesen wie jene Frau in dem ungarischen Gebirgsdorfe, die in einer schneestürmenden Nacht den ebenfalls unpäßlichen Arzt aus dem Tale zu sich hinaufholen ließ und, als dieser, nach der übermäßigen Anstrengung an ihrem Bette, vom Herzschlag getroffen, tot zusammenstürzte, seine Witwe wegen der erhöhten Heilungskosten verklagte, weil ihre Krankheit sich infolge des Schrecks, den sie durch seine Schuld erlitten, wesentlich verschlimmert und verlängert habe.

ORAKEL

Liebste gnädige Frau, wer wird denn gleich das Köpfchen hängen lassen? Wir haben uns da ein gutes Mittel ausgedacht. Jetzt braucht unser Liebling nur darauf zu reagieren, wie er soll, und die Schlacht ist gewonnen."

Wer einige solcher Sprüchlein auswendig weiß und sie gut aufzusagen versteht, kann davon leben.

Derartiges sagt nichts und scheint doch viel zu sagen, tröstet und gibt Hoffnung.

Es will mir schier das Herz verbrennen, daß wir nun einmal nichts wissen — können.

Es hat schon im grauesten Altertum Ärzte gegeben und noch früher. Die wußten sogar noch weniger als wir und konnten gar nichts. Und doch waren manche von ihnen berühmt und hatten starken Zulauf.

Jetzt haben wir gelehrte Ärzte, Gesundbeter, Naturheiler, Homöopathen, Kräuterdoktoren, Harngucker, Chiropraktiker, Magnetopathen und hundert andere Arten von Heilkünstlern, und alle haben ihre fanatisch-orthodoxen Gemeinden, deren scheu verehrte Priester sie sind.

Wenn der Mensch krank wird, wird er zugleich

dumm, und jeder Kranke wählt, je nach dem Grade oder der Eigenart seines Schwachsinns, den Zauberer oder den Medizinmann, der ihm imponiert. Die Welt ist nicht so ungläubig, wie sie sich gibt.

Sind alle Heiler Schwindler? Nein, denn die meisten glauben fest an ihre Methoden und besonders an sich.

Es gibt leider auch verbrecherische Ausnahmen. Der sehr berühmte Erfinder einer angeblich unfehlbaren medizinlosen Naturheilmethode der Syphilis und Begründer eines sehr lukrativen Anstaltbetriebes für diesen Zweck konsultierte mich wegen eines außerordentlich schweren inneren Leidens. Es stellte sich heraus — Nemesis! — daß dieses Leiden auf syphilitischer Basis entstanden war. Zu meiner großen Überraschung erklärte sich der Patient sofort bereit, auf meinen im Hinblick auf seine wissenschaftlichen Überzeugungen nur zögernd vorgebrachten Vorschlag einzugehen und die Behandlung seiner Grundkrankheit einem rechtmäßigen Syphilidologen anzuvertrauen — natürlich inkognito. Seine Methode, sagte er lächelnd, sei gut für die Dummen, und deren gebe es gottlob viele.

In einem aber tun alle Sektierer unrecht, nämlich darin, daß sie sich gegenseitig verachten. In 90 von 100 Fällen kommt es gar nicht auf die Methode an. Wir alle arbeiten in weit höherem Ausmaße, als wir es uns träumen lassen, mit Worten, Gesten und Ge-

bärden, viel mehr als mit Rezepten, Kräutern, Magnetismus und kaltem Wasser.

Zumal mit Worten. Ich weiß ganz gut, daß ich, indem ich dies sage, auf einen Knopf drücke, der das Räderwerk der kleinen Spieldose in deinem Kopfe auslöst, so daß es sofort das abgedroschene Lied von der Suggestion abzuschnurren beginnt. Suggestion ist für den denkenwollenden Laien, was der Donauwalzer für den Werkelmann seligen Angedenkens.

Ich nehme nämlich an, daß du an die gutgemeinten Versicherungen und Versprechungen der Ärzte denkst, deren segensreiche Wirkung auf das seelische und leibliche Wohl der Kranken nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Aber ich will auf etwas ganz anderes kommen. Es ist dies eine höchst merkwürdige und geheimnisvolle Sache, um so merkwürdiger und geheimnisvoller, weil sie so alltäglich ist und doch von niemandem bemerkt wird.

Es ist ein doppeltes Wunder. Da ist einer, der redet, gewichtig redet und sich dessen nicht bewußt ist, daß er sich dabei gar nichts denkt.

Das ist das erste Wunder. Das zweite liegt darin, daß ihm ein anderer zuhört und aus dem leeren Gefasel einen bedeutungsvollen Inhalt herausliest oder später, wenn das Schicksal gesprochen hat, herausgelesen zu haben sich einbildet. So haben sich ja

dem Auge Leonardos — ich glaube, er war es — die Flecken und Risse zerfallenden Gemäuers zu eindrucksvollen Gebilden gestaltet, so wird aus einer Wolke ein Götterwagen oder die wilde Jagd. Die Kunst, diese Fähigkeit der menschlichen Einbildungskraft auszunützen, macht den Ruf des Orakels, des Sehers, des Wahrsagers, des Heilers.

Die Wahrsager sollte ich hier nicht in der gleichen Reihe nennen, denn sie können nicht guten Glaubens sein wie die übrigen, es wäre denn, sie seien so einfältig wie die, welche ihnen glauben. Ich gestehe, daß ich gegen die ganze Gilde eingenommen bin, weil mich eines ihrer Mitglieder geärgert hat. Und das kam so:

Der „Rote Adler"

Es war in New York. Das Haus, das mir Gastfreundschaft gewährte, stand an der äußersten Peripherie der Stadt, in einem damals noch sehr spärlich besiedelten Terrain. Rings um das kleine, nette, villenartige Gebäude waren mannshoch mit Gras bewachsene Wiesen. Es war ehemaliger Indianergrund, wie eine Gedenktafel in dem Stückchen Urwald besagte, das an dem nahen Ufer des Hudson unter staatlicher Aufsicht geschont wurde.

Die Seelen der toten Indianer umschwebten noch die Stätten, wo sie einst gelebt und gelitten hatten und gestorben waren. Sie hatten das dringende Be-

dürfnis, sich den Bleichgesichtern, die sie verdrängt hatten, zu offenbaren und bedienten sich zu diesem Zwecke als Mittelsperson einer Frau, die, wenn ich den Schilderungen meiner liebenswürdigen Gastgeberin und ihres aus Wien mitgenommenen Kindermädchens glauben darf, die Fähigkeiten einer Wahrsagerin, Hellseherin und eines spiritistischen Mediums in sich vereinigte.

Als ich an einem schönen Sommerabend mit meinem Gastfreund in die Villa heimkehrte, saß in der Loggia auf einer Bank eine ziemlich korpulente ältere Frau neben Resi, dem Kindermädchen. Sie erhob sich und verbeugte sich mit plebejischer Unbeholfenheit, als sie vorgestellt wurde. Es war die Seherin. Nach Wiener Begriffen beurteilt, entsprach ihr Äußeres ungefähr demjenigen einer ehrsamen Greislerin im Sonntagsstaat. Nur die Augen fielen mir auf, weil sie mich aufdringlich musterten oder vielleicht nur mit Absicht weit aufgerissen waren, um bedeutsam zu erscheinen.

Die Hausfrau und ihre Resi hatten das ausgeheckt. Wir hatten die beiden wegen ihrer häufigen Besuche bei der geheimnisvollen Person und des Vertrauens in ihre überirdischen Fähigkeiten des öfteren gehänselt. Nun sollten wir uns selbst überzeugen. Einige Freunde des Hauses waren mit zu der Seance geladen. Das vereinbarte Honorar betrug einen Dollar für jeden Teilnehmer.

Man gruppierte sich gemütlich im Speisezimmer um einen langen Tisch. Das Medium und Resi nahmen an einer Schmalseite Platz. Der Hausherr lagerte sich mit amerikanischer Ungeniertheit bequem auf dem Diwan.

Nachdem man einen Tee getrunken und Resi abgeräumt hatte, begann die Seance. Das Medium verzichtete großmütig auf jedes mystische Beiwerk. Es wurde nicht einmal dunkel gemacht. Sie verfiel sofort bereitwillig in Trance.

Das Medium seufzte, streckte sich auf seinem Stuhl und schüttelte sich einige Male wie ein nasser Pudel. Da meldete sich ein Geist. Wir konnten ihn nicht sehen, er sprach nur durch den Mund des Mediums. Dieses klemmte seine robusten Stimmbänder zusammen, um eine hoch quietschende Stimme zu erzeugen, was die arme Frau gewaltig anstrengte, so daß die sachkundige Resi ihr wiederholt den perlenden Schweiß von Stirn und Nase wischen mußte. Wir erkannten bald, daß es die Stimme eines Kindes sein sollte. In der Tat sprach jetzt der Geist „Billys" zu uns, der uns erzählte, daß er ein New Yorker Kind gewesen und leider schon im Alter von 8 Jahren als blinder Passagier durch ein Auto in das Jenseits befördert worden sei. Er liebe „Mrs. Mammy" — so nannte er die Alte zärtlich — ihrer vorzüglichen Herzenseigenschaften wegen sehr und diene ihr als Bote in dem Reiche der Geister.

Ich ließ mich gerne mit dem lieben, wenn auch etwas altklugen Kleinen in ein Gespräch ein und suchte einiges über seinen gegenwärtigen Wohnort zu erfahren. Seine diesbezüglichen Angaben waren nun allerdings außerordentlich unbestimmt, aber ich ersah aus ihnen doch mit Genugtuung, daß es sich als Toter ganz gut leben lasse.

„Billy" wurde jetzt heiser und begann stark zu husten. Zugleich nahm Mrs. Mammys Gesicht eine zarte Lilafarbe an. Ihre Atemtechnik reichte auf die Dauer für Billys Fistelstimme doch nicht aus. Ich fragte ihn, ob er sich nicht drüben erkältet habe und verordnete ihm einen Dunstumschlag und Eibischtee. Er lehnte dankend ab. Krächzend teilte er mir sodann mit, daß der „Rote Adler" zu ihm getreten sei, der große Krieger, der vor zweihundert Jahren diese Gründe beherrscht habe. Er wünsche meine Bekanntschaft zu machen, wenn es mir recht sei. Dies sei für mich eine hohe Ehre, erklärte ich.

Das Medium entspannte sich hochaufatmend, erniedrigte seine Stimmlage um mehrere Oktaven und es ertönte ein blecherner Altweiberbaß. Der „Rote Adler" begrüßte mich als den großen „Chief", der über das Wasser gekommen war. Es wunderte und freute mich zugleich, daß er mich als Kollegen und Häuptling und nicht als gewöhnlichen Medizinmann gelten ließ. Er bediente sich in seiner Rede nicht des uns so wohlbekannten blumenreichen Pathos

der Indianer und ließ meine Frage, ob er ein Delaware, ein Mohikaner oder Sioux sei, unbeantwortet. Mrs. Mammy hatte offenbar weder Cooper noch Karl May gelesen.

Seine Ausdrucksweise ließ viel zu wünschen übrig. Er bediente sich jenes Kauderwelschs der Eingewanderten, die, wie Mammy, bereits ihre Muttersprache vergessen, aber die Landessprache noch nicht erlernt haben, eines Mischlings von Deutsch und Englisch, wie das Maultier ein Mischling von Pferd und Esel ist. Der „Rote Adler" erschien mir aber zunächst mehr als Esel.

Er kenne mich, sagte er, und beschrieb mir auch Frau und Kinder.

Unverständlich aber wurde mir seine Rede, als er anfing, ebenso gefühlvoll als dunkel von einer Herzensangelegenheit zu faseln, in die ich verwickelt gewesen sein sollte. Ich begriff nur, daß er bemüht war, die Vorstellung eines Liebeshandels poetisch zu verarbeiten, in welchem offenbar nach seiner Meinung meine Seele einige kräftige Hiebe abbekommen hatte. Da ich aber immer noch nicht erraten konnte, wo er hinaus wollte, griff endlich Mrs. Mammy zu Papier und Bleistift, die bereit lagen, verwandelte sich in ein Schreibmedium und ließ ihre Hand von dem Geiste, Buchstaben malend, über die weiße Fläche führen. Ich nahm den Zettel und war wie vom Donner gerührt. In lateinischer Druck-

schrift war darauf der Name einer Dame zu lesen, der ich allerdings in aufrichtiger Verehrung und inniger Freundschaft verbunden war.

Mit einem Schlage wurde mir da vieles klar. Böse Zungen hatten also um uns beide, ohne daß wir es ahnten, ein Gewebe von gemeinem Klatsch gesponnen. In der Dienstbotenperspektive hatte sich zwischen uns ein Roman abgespielt. Die Korrespondenz, die zwischen Wien und New York von Haus zu Haus geführt wurde, hatte die interessante Kunde über das Meer gebracht. Aber unsere taktvolle Wirtin konnte doch nicht mit der betrügerischen Alten gemeinsame Sache gemacht haben!

Da fühlte ich die Blicke zweier Augen, mit fast schmerzhafter Neugier, in meinen gewiß peinlich verzerrten Mienen wühlen. Resi war es! Sie mußte die Briefschaften ihrer Herrin durchstöbert und deren Inhalt an die Freundin des „Roten Adlers" weitergegeben haben.

„Resi, das war eine Infamie!"

Diese Worte, die entsprechend dem Siedegrade meiner Empörung mit übergroßer Lautstärke in die jenseitliche Atmosphäre der Seance hineinknallten, hatten eine katastrophale Wirkung. Resi stürzte davon mit einer Eile, als fürchte sie die Hiebe, die sie reichlich verdiente. Ihr folgte, trotz ihres Trancezustandes, ihrer Körperfülle und ihres Alters, Mrs. Mammy mit überraschender Behendigkeit.

Für Spott hatte ich an diesem Abend nicht zu sorgen.

Mit Resi versöhnte ich mich bald und staunte nur darüber, daß ihr Vertrauen zu dem Medium, dem sie doch selbst Helferdienste geleistet hatte, echt und unerschütterlich war. Sie unternahm sogar noch einen Versuch, mich zu bekehren.

Es war an dem Tage unserer Abreise. Die Hausfrau sollte uns nach Europa begleiten. Da erhob sich plötzlich ein großer Rummel. Die Dame, die eine Virtuosin im Vergessen und Verlegen aller Dinge war, die nicht unzertrennlich mit ihrem schlanken Körper verwachsen waren, vermißte ihren kostbarsten Brillantring. Alles Suchen war vergeblich gewesen.

Resi wiederholte unaufhörlich die Behauptung, der Ring stecke in dem grauen Cape. Dieses aber war in dem Schiffskoffer verstaut, der bereits an den Hafen befördert worden war.

Resi wollte Sicherheit haben und mir in letzter Minute noch die Macht der Magie beweisen. Sie brachte einen Wahrsageapparat, den ihr die überirdische Freundin für gutes Geld angehängt hatte. Er bestand aus einem dreieckigen Holzbrett, auf welches im Halbkreis alle Buchstaben des Alphabets gemalt waren. Ein leicht bewegliches Holzklötzchen wurde auf das Brett gelegt und nun mußte ich die Kuppe meines rechten Zeigefingers mit leiser Be-

rührung auf dem Klötzchen erhalten. Das gleiche tat Resi. Das Klötzchen begann sich zu bewegen und wanderte auf dem Brett hin und her und berührte bald diesen, bald jenen der aufgemalten Buchstaben. Diese Bewegungen aber waren durchaus nicht zufällig, sondern wurden von dem stets dienstbereiten Geist „Billys" geleitet. Die Reihenfolge der Buchstaben ergab die Antwort auf jede gestellte Frage.

„Billy, wo ist der Ring? Im Cape oder sonstwo?" fragte Resi und das Klötzchen tanzte freudig. Es buchstabierte: K—E—H—P.

„Im Cape!" rief Resi triumphierend. „Ich habe es ja gewußt."

Mir fiel die eigenartige Orthographie Billys auf. War der liebe Kleine nicht in einem Irrtum über seine Herkunft befangen? Stammte er nicht am Ende doch wie Resi aus einem Wiener Vorort und nicht aus New York?

Tatsächlich wurde der Ring auch schließlich gefunden, aber nicht in dem „Kehp", sondern im Versatzamt.

Die sieben Weisen

Ein albernes Kindermädchen ist leicht mit Worten zu benebeln. Aber ein Bankdirektor? Wer muß seine fünf Sinne fester beisammen haben als ein Bankdirektor? Sie müssen bei ihm ebenso prompt

zupacken wie die räuberischen fünf Finger seiner stets griffbereiten Hand. Und doch.

Die Gattin eines sehr reichen Bankiers war krank. Sie war es schon seit vielen Wochen und hatte bereits eine große Anzahl von Ärzten an ihrem Krankenbett gesehen. Dennoch wußte man nicht, was ihr fehlte. Das kommt vor.

Da glaubte der Hausarzt, mehrere zugleich würden leichter herausbekommen, was hier los sei, und berief ein Konsilium, an dem, außer ihm selbst, noch sechs Spezialärzte verschiedener Fächer teilzunehmen hatten, nicht weniger, weil er dies dem Respekt vor dem großen Geldsack seines Klienten schuldig zu sein glaubte. Aber sieben Gebisse knacken eine harte Nuß nicht leichter auf als eines, und sieben Menschen sind zumeist nicht gescheiter als einer. Im Gegenteil. Man behauptet, die Dummheit der Kunstrichterkollegien komme daher, daß da zu viele gescheite Leute beisammen säßen. Das letztere ist aber nicht bewiesen.

Zu den eingeladenen sechsen gehörte auch ich. Die arme reiche Patientin mußte sich jetzt sechs umständliche Untersuchungen von uns gefallen lassen. Dann zogen wir uns in das Herrenzimmer zurück und versanken in den Klubfauteuils. Jeder von uns legte nunmehr ausführlich dar, daß der Fall nicht in sein Spezialfach falle. Dies war denn auch das ganze Resultat unserer langen Beratung. Es dem

Gatten der Kranken in unser aller Namen mitzuteilen, wollte niemand freiwillig übernehmen. So mußte es der älteste tun.

Der Bankier wurde hereingerufen. Das stolze Rückgrat des mächtigen Mannes beugte sich in Ehrfurcht vor so viel Wissenschaft.

Und unser Sprecher sprach die geflügelten Worte:

„Mein Herr! Wenn das, was wir alle mit Bestimmtheit erwarten, eintritt, dann soll es uns nicht Wunder nehmen — —“

In einer Bankierswohnung gibt es kein Mauseloch, sonst hätte ich mich darin verkrochen.

Der Bankmensch warf uns nicht hinaus, sondern überreichte ehrerbietig jedem ein anständiges Honorar.

Nach einiger Zeit begegnete ich dem Börsengeneral auf der Ringstraße. Ich wollte rasch in ein Haustor abbiegen. Er aber hatte mich schon erblickt, eilte auf mich zu, schüttelte mir heftig beide Hände und dankte mir für alle sechs von damals herzlichst dafür, daß wir seine Gattin wieder gesund gemacht hätten.

Sind gesunder Menschenverstand und Geschäftsverstand zwei verschiedene Dinge?

Eine enge, dumpfe Stube. Der Kassenarzt hat mich gerufen.

Die Kranke sitzt in ihrem Bett, dürftig gestützt durch die zerknüllten Kissen. Die Kissen der Armen sind welk wie ihre Geldbeutel und Gesichter. Sie schwellen nicht luftig und duftig unter dem elastischen Innendruck molliger Daunen wie die Kissen der Reichen.

Die Frau hat die Stirn auf die hochgezogenen Knie gelegt. Im Takte ihrer fliegenden Atemzüge stöhnt sie etwas. Ich horche hin:

„Nur sterben, nur sterben."

O, du armer Wurm!

Es ist ein schweres Herzleiden. Vermutlich aussichtslos.

Wir mußten sehr leise sprechen, um nicht verstanden zu werden.

„Morphium, Herr Kollege, reichlich Morphium", flüsterte ich, denn ein zweites Zimmer stand uns hier nicht zur Verfügung.

„Wollen Sie sie denn umbringen?" kam es ebenso leise aber barsch zurück.

O weh, wieder einmal ein Morphiumgegner!

Es gab einen Wortwechsel, in dem jeder seinen Standpunkt verfocht. Da meine Argumente nicht verfingen, begann ich folgendermaßen:

„Lassen Sie sich, Herr Kollege, von mir ein Erlebnis erzählen. — Ich stand damals einem Hausarzte gegenüber, der, wie Sie, bei Herzkranken das Morphium fürchtete wie den Pestbazillus. Es handelte sich aber um einen Anfall von Angina pectoris und ich konnte und wollte die fürchterlichen Qualen nicht länger untätig mitansehen, die man von dem aschfahlen Gesichte des Kranken ablesen konnte. Gesenkten Hauptes saß er ächzend da auf einem Stuhl, denn er konnte es im Bett nicht aushalten.

Ich forderte die sofortige Vornahme einer Morphiuminjektion. Der Kollege aber protestierte dagegen auf das energischeste. Eine Morphiuminjektion müsse in einem solchen Anfalle den augenblicklichen Tod des Patienten zur unmittelbaren Folge haben, meinte er.

Es kostete mich viele Mühe, ihn so weit zu bringen, daß er wenigstens mir selbst, nach ausdrücklicher Übernahme der Verantwortung für alle Folgen des Eingriffes, die Vornahme der Injektion nicht verwehrte. Morphiumfläschchen und Spritze hatten wir zur Hand und begaben uns in die Küche, um das Instrument durch Auskochen zu sterilisieren. Nachdem dies getan und die Spritze gefüllt war, wollten wir in das Krankenzimmer zurück. Ich war aber allzu nervös und hastig, und so geschah es, daß die Hohlnadel meinen Fingern entglitt und auf den

Boden kollerte. Ich war wütend über meine Ungeschicklichkeit, denn ich wollte den Kranken nicht eine Sekunde länger leiden lassen als unbedingt notwendig war.

Wir mußten wieder in die Küche und die Nadel ein zweitesmal auskochen. Dadurch entstand eine Verzögerung von etwa zwei Minuten.

Jetzt rasch zu unserem Patienten! Der Kollege will mir die Tür des Krankenzimmers öffnen. Aber diese fliegt, von fremder Hand geöffnet, auf und vor uns steht mit verzerrten Gesichtszügen die Gattin des Kranken.

„Mein Mann ist tot!" gellte es uns entgegen.

Wir stürzten in das Zimmer. Da lag der Arme neben dem Stuhl, auf dem er vorhin gesessen hatte, leblos auf dem Boden. Alle Wiederbelebungsversuche waren erfolglos.

Nun bedenken Sie, Kollega, was geschehen wäre, wenn ich die Nadel nicht fallen gelassen hätte und demnach die Verzögerung von zwei Minuten nicht eingetreten wäre. Ich hätte dann knapp die Zeit gefunden, die Injektion auszuführen und der Tod wäre, haargenau der Vorhersage des Hausarztes entsprechend, nach einigen Sekunden erfolgt. Ich wäre dann in den Augen der Witwe und, was noch viel schlimmer ist, vor meinem eigenen Gewissen der Mörder jenes Mannes gewesen.

Ich mißbrauche gewiß Ihre Geduld, aber ich kann

doch nicht umhin, kurz eines zweiten Erlebnisses zu gedenken, das ich seinerzeit machte, als ich in einem Sanatorium bedienstet war.

Wir hatten da einen Mann, der fast allnächtlich von allerdings anscheinend ganz leichten Anfällen von Angina pectoris heimgesucht wurde. Ich hoffte den Eintritt der lästigen Symptome dadurch zu verhindern, daß ich ihn vor dem Schlafengehen ein Beruhigungsmittel nehmen ließ. Ich verschrieb ihm eine Anzahl kräftiger Morphiumpulver, von denen abends eines zu nehmen war.

Schon in der nächsten Nacht werde ich von seiner Pflegerin in sein Zimmer gerufen und finde ihn tot im Bett.

Mir wird sehr unbehaglich zumute. Hat er etwa das Morphium nicht vertragen? Ich suche die Pulverschachtel. Da liegt sie auf dem Nachtkasten. Ich zähle die Päckchen. Sie sind noch vollzählig vorhanden.

Sehen Sie, so hat mich ein gütiges Schicksal zum Heile meiner Kranken zweimal davor bewahrt, das zu werden, was Sie sind, — ein Morphiumgegner."

Mein Zuhörer war meinem Bericht mit der verständnisvollen Teilnahme des Berufsgenossen gefolgt. Jetzt blickte er nachdenklich auf die arme Dulderin, die da schwer atmend auf ihrem Bette hockte.

„Gut," sagte er endlich, „ich füge mich. Nur meine Scheu vor den Injektionen kann ich nicht über-

winden. Verschreiben Sie, bitte, das Morphium in Tropfen, Pulvern oder Medizin und in welcher Dosis Sie es für angemessen halten. Und noch eine Bedingung muß ich stellen. Klären Sie den Gatten über die Sachlage und unser Vorhaben auf und fordern Sie seine ausdrückliche Zustimmung."

Der Gatte war ein abgearbeiteter alter Tischlergehilfe. Ich erklärte ihm mit möglichster Deutlichkeit, daß wir leider wenig Hoffnung hätten, ihm die Gattin zu erhalten, daß wir uns daher damit begnügen müßten, ihre sichtlich fast unerträglichen Qualen zu mildern, allerdings durch ein nicht ganz unbedenkliches Mittel, das Morphium.

Der Mann war natürlich mit allem einverstanden, was die gelehrten Herren beschließen sollten.

Nach etwa zwei Wochen ruft mich der Tischler an den Fernsprecher:

„Herr Doktor, es ist genau so gegangen, wie der Herr Doktor es vorausgesagt haben."

So ist die Arme endlich von ihren Leiden erlöst, dachte ich. Aber es kam anders:

„Die neue Medizin hat gleich geholfen und die Meinige hat sich erholt. Und weil sie heute zum erstenmal spazieren ist gewesen, hat sie halt gemeint, man soll es dem Herrn Doktor telephonieren, und der Herr Doktor werden sich gewiß freuen und wir danken schön."

Die Orakel haben immer recht.

MISTBEETE

Das Kindermädchen

Es klopft an die Tür meines Sprechzimmers.

„Herein."

Ich höre hinter mir ein süßes Kinderstimmchen plappern und das Trippeln zweier winziger Füßchen und eine schmeichelnde Männerstimme dazu.

Ein schlanker, elegant gekleideter, junger Mann ist eingetreten. Er führt ein entzückendes dreijähriges Mägdlein an der Hand.

Das rosige Engelsgesicht in dem Rahmen goldig schimmernder Locken, das hellblaue Kittelchen, die unwahrscheinlich kleinen Puppenschuhe, dies alles ist so sauber, daß es förmlich duftet.

Sein Kind? Warm auflachend wehrt er ab. Es ist das Kind ganz armer Leute. Die Eltern müssen außer Hause verdienen und haben nicht die Zeit, um Puck — auf diesen Namen hört das Miniaturmodell eines weiblichen Wesens oder auch nicht, wenn es ihm nicht paßt — um Puck zu mir zu begleiten. Darum habe er es übernommen, sagt knabenhaft lächelnd der junge Kavalier und wehrt zugleich seiner kleinen Dame, die schon eifrig damit be-

schäftigt ist, die von allen meinen Hausgenossen mit scheuer Ehrfurcht gehütete Ordnung auf meinem Schreibtisch auf Jahre hinaus zu zerstören. Er sei nämlich der Hausarzt der vornehmen Familie, fügte er hinzu, als er mein Erstaunen bemerkte.

Ein eleganter junger Arzt als Kindermädchen einer Proletarierfamilie war mir allerdings neu.

Er wußte aber auch mit dem Laubfrosch umzugehen. Im Nu hatte er ihm das Kittelchen kunstgerecht über das Köpfchen fortgezogen. Nun stand es vor mir da in seiner sinnberückend süßen Possierlichkeit, in Höschen, die runden Ärmchen und das gewölbte Brüstchen nackt. Es mußte beklopft und behorcht werden. Das war nun nicht ganz leicht, denn der übermütige Kobold hatte nicht den geringsten Respekt vor dieser feierlichen Prozedur, sondern betrachtete sie durchaus als einen Ulk, bei dem er die Hauptrolle zu spielen hatte.

Aber es gelang schließlich doch. Der junge Mann kleidete die Puppe wieder an und nahm sie auf den Schoß.

Wir besprachen den Fall. Er war glücklicherweise leicht. Das pflegt sich auszuwachsen.

Seine Stimme wurde zum Flüstern. Das Kind war in seinen Armen eingeschlafen und barg sein Köpfchen vertraulich an seiner Brust.

Da ertönte der Summer meines Haustelephons dreimal. Wir schraken zusammen. Aber unsere kleine

Schläferin seufzte nur tief auf, ohne zu erwachen. Das Signal war das verabredete Zeichen, durch das mich mein Diener darauf aufmerksam machte, daß sich eine Konsultation über Gebühr ausdehne und die draußen wartenden Patienten bereits ungeduldig würden. Mein junger Kollege erriet dies und lispelte tief errötend eine Entschuldigung, wagte es aber nicht, sich zu rühren. Jetzt wußte er offenbar doch nicht, wie sich ein Kindermädchen in einer solchen Situation benehmen würde.

Wir hatten bei uns zu Hause auf dem Lande einen großen, bissigen Wachhund. Eines Tages hörte man ihn vom Hofe her jämmerlich winseln und heulen. Man fand ihn auf dem Boden liegend, alle vier Extremitäten seitlich von sich streckend. Er hatte um Hilfe gerufen, weil das kleine Kind des Gärtners, das er leidenschaftlich liebte, sich seinen rechten Hinterschenkel als weichen Ruheplatz ausgesucht hatte und dort eingeschlafen war. Das riesige Tier hätte sich von dieser Bürde leicht selbst befreien können, aber es wollte den kleinen Freund nicht wecken. Der belastete Schenkel mochte schon recht schmerzhaft sein, denn der ruppige Kerl hinkte, als man das Kind aufhob, mächtig pustend und auf drei Beinen humpelnd davon. Wie dieser Hund kam mir mein verlegenes Gegenüber vor. Ich beruhigte ihn. Mochten die draußen nur warten.

Wir unterhielten uns leise und ich wärmte mich

an den Strahlen dieses noch lenzhaft sonnigen Jünglingsgemütes.

Da fiel mir ein, daß ich den Namen dieses prächtigen Burschen überhört hatte.

„Dr. Turner. Dr. Heinrich Turner ist mein Vater. Sie kennen ihn gewiß."

Der Name Dr. Heinrich Turners war mir allerdings geläufig. Wir alle kannten den Mann und gaben ihm nicht gerne die Hand. Ein skrupelloser Arzt, der weder die Gesetze des Staates noch diejenigen unseres Standes achtete.

„Sehen Sie, Herr Doktor", lispelte Dr. Turner junior, einen Gefühlsausbruch wegen des in seinem Arme schlummernden Kindes mühsam unterdrückend. „Mein guter Vater macht mir die ersten Schritte in unserem herrlichen Berufe so leicht. Wenn ich unschlüssig bin, brauche ich mir nur vorzustellen, wie er sich in diesem Falle benehmen würde, und ich sehe schon den rechten Weg vor mir."

Gott segne deine Blindheit, du lieber Junge!

Auf Mistbeeten wachsen die schönsten Blumen.

Der Musiker

Der Anblick einer Leiche erweckt Grauen, ein Grab tröstet.

Das Grab eines Fremden ist ein Spiegel: Wir sehen unser Ebenbild darin begraben.

Ich rannte verzweifelt durch die Straßen einer fremden großen Stadt. Mit großen Plänen war ich hergekommen, aber man hatte mir kaltblütig die Karten aus der Hand geschlagen. Die Zukunft grinste mich mit hohlen Augen an. Nur Flucht, Flucht! Flucht wovor? Flucht wohin?

Da gelangte ich an das altersgraue Steintor eines Friedhofes. Hier zog es mich hinein und ich gab nach.

Die Torflügel der Leichenhalle waren geöffnet. In dem Halbdunkel des öden Raumes brannten Kerzen. Ein Priester erschien in der Toröffnung und stieg die wenigen Stufen hinab. Dann kam ein Sarg, den vier mit Salonröcken angetane hagere Männer auf ihren Schultern trugen.

Aber keine Menschenseele folgte dem Sarg.

Du armer Unbekannter, bist du niemandem gestorben?

Du sollst nicht ungeleitet zu Grabe gehen. Einer will dir die letzte Ehre erweisen, einer, der gar so gerne mit dir tauschen möchte.

Ich schritt hinterher. Es ging in raschem Tempo bis an das offene Grab.

Sie legten den Sarg auf die Gurten, die Winde begann zu schnurren und schwebend senkte er sich in die Grube.

Da tat mir der Unbekannte mit einem Male so furchtbar leid und ich weinte bitterlich.

Ich beweinte meinen Doppelgänger.

Oder bin ich der Erbe deines Leids?

Versöhnend und befreiend ist das Sterben nur am Schlusse einer Tragödie. In der Wirklichkeit ist es nur traurig.

Sonderbar: Jedesmal — und dies mußte nur zu oft geschehen —, wenn ich erschüttert an einem Sterbebette stand, ward ich weise. Ich erkannte, daß all das, wonach die Menschen so begehrlich sind, Schönheit, Ruhm, Geld, so wertlos ist, wie der Staub der Straße. Der aber, der sich da vor mir anschickte, in das Zeitlose zu versinken, sah den Sonnenstäubchen des Augenblicks mit dem gleichen leidenschaftlichen Interesse nach wie immer, bis das letzte Fünkchen seines Bewußtseins verglommen war. Der Betriebsleiter einer Fabrik bat mich sterbend, ich möge seinen Chef nicht vergessen lassen, den Auspuff des neuen Rohölmotors zu überprüfen, dieser scheine ihm nicht richtig dimensioniert. Und ein Holzhändler zerbrach sich im letzten Augenblick darüber den Kopf, ob sein Sohn nicht doch den Vorrat an Eichenholz zu teuer erstanden habe.

Auch Haß und Liebe pflegen vor dem Angesichte des Todes nicht zu verstummen. Wohl mag in dem

Verbleibenden der erstere verblassen, Erinnerung an Böses schwinden, Verzeihung und Reue lebendig werden, die Liebe hingegen, vom Trennungsschmerz angefacht, höher aufflackern — der Scheidende bleibt zumeist, wie er war, unversöhnt oder treu.

Sobald man die Schwelle eines Hauses überschreitet, in dem ein Mensch sich zur letzten Reise anschickt, wird man von einer gefühlsschwangeren Atmosphäre angeweht, die den Besucher sofort ahnen läßt, was jener den Seinen gewesen ist. Als ich die Wohnung des sterbenden Viehhändlers betrat, näherte sich mir zögernd eine verschüchterte, winzig kleine alte Frau. Vielleicht ist sie nicht so alt, wie sie aussieht, und ist zusammengeschrumpft in der ewigen Angst vor dem brutalen Gatten.

Man hört aus dem Nebenzimmer zeitweise eine rauhe Stimme grollen und jedesmal schreckt die Frau zusammen. Ein hagerer, blasser junger Mensch, der sich da traurig in linkischer Haltung an den Türpfosten lehnt und hinein zu horchen scheint, hebt nur gequält den Kopf und läßt ihn wieder sinken. Der Sohn.

Man weist mich in das Nebenzimmer. Ein gequollenes, stark gerötetes Gesicht starrt mich mit weitaufgerissenen dunklen Augen aus dem weißen Kissen an. Der halbgeöffnete Mund lallt unverständlich. Delirium.

Jetzt erkennt mich der sterbende Tyrann.

„Hoho", gröhlt er mit rasselnder Stimme. „Noch einer? Sie wissen nichts, sie können nichts und stehlen einem das Geld aus der Tasche."

Diese freundliche Begrüßung war mir zugedacht. Das Röcheln, das darauf folgte, verriet, daß hier einer auf unwürdige Weise seine letzten Reserven verschwendete.

Der blasse junge Mann hatte sich mit mir eingeschlichen, ängstlich hinter meinem Rücken Deckung suchend vor den Blicken des Vaters. Der Anblick aber, der sich ihm hier bot, überwältigte ihn und er stürzte laut aufschluchzend an dem Fußende des Bettes in die Knie, sein Gesicht in die bloßgelegte Matratze vergrabend.

„Vater!"

Da arbeitete sich unter der Bettdecke mit fieberischer Hast ein haariges Bein hervor und beugte sich zum Stoß. Und der klobige Fuß traf wuchtig das Haupt des Jünglings.

„Du Hund!" schrie dabei der alte Unhold.

Dies war der Abschiedsgruß eines Vaters an seinen Sohn.

Was mochte der junge Mensch verbrochen haben, daß ihm der Vater auch in der letzten Stunde nicht verzeihen konnte?

Nach unseren Begriffen war es nicht so schlimm. Er wollte das gutgehende Geschäft nicht übernehmen. Er wollte nicht Viehhändler werden. Statt

dessen war er Musiker geworden. Jetzt war er zweiter Kapellmeister an einer kleinen Bühne. Das trug freilich nicht viel.

*

Hinter dem Branntweinschank

Es war eine kleine Schnapsbude allerletzten Ranges, die ich an einem kalten Herbstabend betrat. Die sechs oder acht wenig vertrauenswürdig aussehenden Gäste genügten, um den Raum mit Gestank und Tabaksqualm zu sättigen. Der Boden war mit einer dicken Schmutzkruste überzogen.

Den Dienst hinter dem Schanktisch versah eine Frau in verschossener Tuchjacke und mit gestrickten Pulswärmern an den Handgelenken. Es fiel mir auf, daß ihr Haar nicht zausig und ihr Gesicht mütterlich rund und rosig war. Sie erkannte in mir den Arzt und lud mich ein, weiter zu kommen, in die Wohnung nebenan.

Zwei Kerle mit färbigen Halstüchern und zerknüllten Mützen standen mir, jeder ein Schnapsglas in der Hand, im Wege und starrten mich blöde an. Als sie meine Absicht begriffen, sprangen sie rasch zur Seite und verbeugten sich mit übertriebener Ehrfurcht, als gehöre ich zur Polizei.

Die Wohnung umfaßte nur ein Zimmer und ein anstoßendes Kabinet. Die Verbindungstür war aus-

gehoben. Die Einrichtung bestand hauptsächlich aus Betten. Auf einem derselben spielten zwei Kinder. Ein kleiner, runder eiserner Ofen spuckte Wärmestrahlen in die dumpfe Luft.

Zwei schon ältere Männer empfingen mich und berichteten mir über die kranke Großmutter, die nebenan so still in ihrem Bette lag.

So lang sie lebten, hatten sie die Mutter gesund und rührig gesehen, immer beschäftigt in Schank und Wirtschaft. Nun sei sie ja allerdings schon weit über die Achtzig hinaus, aber sie so schwach und hilflos zu sehen, sei doch hart, nicht? Der eine der derben Burschen wandte sich zur Seite, zog sein großes, rotes Schnupftuch aus der Hosentasche und schneuzte sich geräuschvoll.

In dem Kabinet fand ich ein freundliches, uraltes Mütterchen. Es war wachsbleich und atmete so oberflächlich und rasch wie ein Vöglein.

Ich begann mein Trostsprüchlein herzusagen und wollte baldige Genesung versprechen. Da unterbrach sie meinen professionellen Redestrom, indem sie mir, um Entschuldigung bittend, die Wange streichelte:

„Seien Sie nicht böse. Sie meinen es ja so gut. Aber ich glaube, es geht jetzt mit mir zu Ende. Wenn es so ist, lassen Sie, bitte, meine Kinder zu mir."

Ich winkte schweigend die Söhne herbei.

Zwei schluchzende Männer beugten sich über das

Bett der Mutter. Sie lächelte sie an und legte ihre abgearbeiteten Hände auf die schon ergrauten Scheitel.

„Buben," hauchte sie, „bleibt mir nur ja brav und gesund —"

Die Augen brachen, aber die Lippen lächelten weiter.

ARZT IN NOT

Im Hinterhaus

Als ich die schützenden Mauern des großen Krankenhauses verließ, in dem ich durch mehrere Jahre gelebt und vergeblich gestrebt hatte, hatte ich ein ähnliches Gefühl wie damals, als mir der Schwimmlehrer zum ersten Male befahl, ohne Gurt und Leine in das tückische Element hinein abzustoßen. Ich schwamm jedoch nicht weit, schon in der nächsten Straße ließ ich mich nieder.

Dort war ein großer Neubau errichtet worden, dem man den stolzen Namen „Mozarthof" verliehen hatte. Es sieht mich heute nicht mehr mit so hellen Augen an, wie damals.

In dem geräumigen Hinterhaus fand ich eine kleine Wohnung, die mir paßte. Eine alte Bedienerin wurde engagiert. Sie kam morgens für eine Stunde und zelebrierte eine feierliche Zeremonie, die bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein erwecken konnte, als ob die Frau die beiden Zimmer reinige. Sie hatte auch die Aufsicht über meine Wäsche. Als ich an einem Sonntagmorgen ein frisches Hemd aus dem Kasten nehmen wollte, fand ich keines

darin. Ich stellte Frau Müller energisch zur Rede und machte ihr Vorwürfe, weil sie die Wäsche nicht rechtzeitig aus der Putzerei geholt hätte. In der Putzerei seien gar keine Hemden von mir, entgegnete sie. Dann war also die Schmutzwäsche gar nicht aus dem Hause gekommen? In der Schmutzwäsche seien auch keine Hemden. So besaß ich nur ein einziges Hemd? Wo waren die übrigen hingeraten? Das könne eine alte Frau nicht wissen, meinte sie schnippisch, wo die jungen Herren ihre Hemden verlieren.

Ihren Hauptdienst hatte Frau Müller bei mir von 2 bis 4 Uhr, während meiner Sprechstunde. Zu dieser Zeit befand ich mich nämlich prinzipiell nicht zu Hause und Frau Müller vertrat meine Stelle. Diese zwei Stunden vergeblichen Wartens erwiesen sich als so unendlich lang und öde und qualvoll, daß es mir nicht gelingen wollte, sie mit Lesen oder Schreiben auszufüllen, und ich es vorzog, meine tägliche Strafzeit in dem Café abzusitzen, das sich unten im Vorderhause zugleich mit mir etabliert hatte. Geschah das Wunder und es kam doch jemand zu mir, dann konnte mich Frau Müller holen.

Das Hinterhaus beherbergte 56 Parteien, welche, da man sich bald kannte oder doch von einander wußte, eine kleine Gemeinde bildeten. Man wußte, daß die schöne, imposante Frau des Finanzrates eigentlich nicht seine Frau war, daß ein anderer soff,

ein dritter auffallend viel Geld verdiente. Eine gewisse kurörtliche Buntheit erhielt das Hinterhaus dadurch, daß hier viele Parteien einzelne Zimmer vermieteten, besonders an Ausländer, die sich längere Zeit in Wien aufhielten.

In dieser bewegten kleinen Welt machte ich gewissermaßen die Volksschule meiner ärztlichen Praxis durch. Meine Erlebnisse in diesem Hause waren weder hochdramatisch noch tragisch, aber sie waren eindrucksvoll, da es die ersten kleinen Püffe waren, die mir Hygiea mit liebevoller Hand versetzte. Ich will einige von ihnen aufzeichnen als Proben, welche bei genauerer Betrachtung lehrreich sein können für einen eben flügge gewordenen Mediziner. Ich weiß aber ganz gut, daß noch niemand durch die Erfahrungen eines anderen klüger geworden ist.

*

Die Kinderpension

Im Hochparterre unseres Hauses betrieb eine Frau ein Unternehmen größeren Stils, das sie durch eine an der Wohnungstür angebrachte Tafel als „Kinderpension" bezeichnete. Sie hatte nämlich zwei Zimmer zu vermieten und diese boten einer größeren Anzahl von Insassen Unterkunft, da sie mit mehreren Gitterbettchen ausgestattet waren. Das Geschäft und seine Inhaberin genoß bei uns ein großes Ansehen,

denn das erstere florierte, was die meisten von uns von ihren respektiven Unternehmungen nicht behaupten konnten, und die letztere stand in enger Verbindung mit einem orthopädischen Professor, der dadurch eine große Berühmtheit und starken Zulauf erlangt hatte, daß er mit viel Geschick und Reklame nach eigener Methode an Kindern verkrüppelte Hüftgelenke zu operieren verstand. Solche arme Würmer ließ dieser nun gerne, wenn sie aus der Fremde zu ihm gebracht wurden, nach Durchführung des chirurgischen Eingriffes bei unserer Nachbarin einlogieren. Die Kleinen brauchten wenig Aufsicht, da sie zumeist in ihren Gipsverbänden die Bettchen hüten mußten und hatten in ihrer traurigen Lage auch wenig Lust zum Essen. Kein Wunder, daß das Sanatorium gedieh.

Frau Stella Pischinger — so hieß nämlich die Besitzerin dieses Etablissements — war es, die mich an einem recht behaglichen Vormittag durch stürmisches Läuten an meiner Wohnungsklingel aus meiner Ruhe aufschreckte. Ich öffnete selbst und alsbald trippelte sie, die sich in der Nähe als ein äußerst appetitliches, kleines, rundliches Persönchen darbot, mit nervöser Hast in mein Sprechzimmer. Sie sah sich ängstlich nach allen Seiten um und fragte, ob uns auch ganz gewiß niemand hören könne. Auch die Bedienerin nicht? Die war gar nicht da. Trotzdem und trotz der heftigen Gemütsbewegung, die

sie sichtlich beherrschte, sprach sie nur im leisesten Flüsterton:

Ich müsse sie retten. Kein anderer könne dies. Weigere ich mich, es zu tun, dann sei sie ruiniert. Sie schluchzte auf.

Meine Antwort besagte zwar nicht wörtlich, aber dem Sinne nach, daß mein Leben ihr gehöre. Verfolgte hübsche junge Frauen waren zu allen Zeiten die Anstifterinnen zu opfermutigen Heldentaten.

Sie faßte denn auch Vertrauen zu mir und schilderte mir ihre Not. Eines der bei ihr untergebrachten Kinder hatte die Masern. Das war an sich noch gar nicht schlimm, denn diese Kinderkrankheit war, nach ihrer Meinung und Erfahrung, eine ganz harmlose Angelegenheit. Sie habe das schon oftmals durchgestanden. Aber da habe der Teufel gerade heute die Mutter des erkrankten Kindes aus Budapest hergeweht und diese habe den Ausschlag sofort entdeckt. Wenn sie und die Sanitätsbehörde erfahren, daß es sich um Masern handle, werde die Anstalt sofort geräumt und für längere Zeit geschlossen. Das aber würde ihren vollständigen geschäftlichen Ruin bedeuten.

„Es dürfen keine Masern sein, liebster, teuerster Herr Doktor", flehte sie so innig, daß mir das Herz schmolz. Sie faßte meine Hand und legte sie auf die sanfte Rundung ihres Busens und es überrieselte

mich angenehm. Dann sah sie mir verheißungsvoll in die Augen. Ich war ihr Sklave.

Ich versprach, in einer Viertelstunde in der Pension vorzusprechen, und sie ging froher als sie gekommen war.

Masern. Das war für mich damals ein ziemlich verschwommener Begriff, denn in dem Krankenhause, wo ich bis dahin gedient hatte, wurden keine Kinder behandelt. Ich holte daher aus meinem Bücherschrank ein Lehrbuch der Kinderkrankheiten hervor und las aufmerksam das Kapitel über Masern, ihre Symptome und ihren Verlauf, Diagnose und Prognose und die Behandlung durch. Nachdem ich mich so gerüstet hatte, begab ich mich in das Hochparterre.

Unten empfing mich Frau Stella und die besorgte Mama und sie führten mich an das Bettchen der Kleinen. Ich besah mir das Körperchen, so viel davon nicht in Gips stak und fand es von dem Ausschlag ganz übersät. Jetzt packte mich der Berufseifer und ich prüfte und betastete jeden einzelnen Fleck auf das genaueste. Das waren aber keine typischen Masern. Ich war doch ein Glückspilz! Gleich der erste Patient war ein interessanter Fall. Der Ausschlag entsprach nicht ganz der Beschreibung, die ich soeben gelesen hatte. Ich stellte die Unterschiede mit wissenschaftlicher Präzision fest und prägte sie meinem Gedächtnisse ein, denn man

konnte ja nicht wissen, es konnte sich leicht gelegentlich einer Diskussion im Ärzteklub der Anlaß bieten, einige geistreiche Bemerkungen über diesen ungewöhnlichen Fall anzubringen.

Doch da wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Etwas abgelenkt, das sich da träge auf dem Kopfkissen bewegte. Es war ein abscheuliches, flaches, braunes, mit rotem Blut vollgesogenes Insekt.

Oho, solche Masern waren das?!

Das war eine befreiende, ja beglückende Diagnose. O Stella! Stolz auf mein höheres Erkenntnisvermögen trat ich vor die Damen hin, nahm eine napoleonische Pose an und begann meinen kurzen, aber inhaltsreichen Vortrag:

„Meine Damen, ich bin in der glücklichen Lage, Ihre eventuellen Besorgnisse gründlich zerstreuen zu können."

Frau Stella lächelte mir hinter dem Rücken der Mama mit feucht schimmernden Augen zu.

„Nur ein Laie kann", fuhr ich fort, „bei diesen harmlosen Veränderungen der zarten Haut des lieben Kindes an eine Infektionskrankheit, etwa Masern, denken — ja, hm."

Stella konnte sich in ihrer Begeisterung nicht enthalten, mir heimlich mit ihren rosigen Fingerspitzen ein Kußhändchen zuzuwerfen.

„Die Flecke werden morgen spurlos verschwunden

sein", schloß ich meine Rede. „Sie sind nichts anderes als ganz gewöhnliche — Wanzenbisse."

Frau Stella klatschte mir bei meinem Schlußwort keinen Beifall, wie ich sicher erwartet hatte. Im Gegenteil. Wäre ich selbst eine Märchenwanze von der Größe einer Riesenschildkröte gewesen und hätte sie mit meinen Beißzangen in das edel geformte Bein gezwickt, sie hätte nicht entsetzter aufkreischen und höher springen können, als sie jetzt tat.

Nachdem sie die Fähigkeit, Atem zu holen, die ihr für einige Sekunden abhanden gekommen war, wieder erlangt hatte, schleuderte sie mir die vernichtenden Worte ins Gesicht:

„Herr Doktor, von Kindern scheinen Sie nicht viel zu verstehen. Sie müßten ja sonst auf den ersten Blick erkannt haben, daß es ein Nesselausschlag ist, von Erdbeeren, die unser süßes Kleines gegessen hat vor — vor einer Woche. Wanzen gibt es bei uns nicht, Herr, merken Sie sich das! Es wäre denn, Sie hätten eine mitgebracht."

Sie hatte ja recht. Ich wußte damals tatsächlich nicht viel von Kindern, noch weniger aber von der Hausehre einer Vermieterin und von Frauen gar nichts. Und dieser Unverstand brachte mich um einen schönen Liebeslohn.

*

Hätte ich die Register „Haß“ und „Rache“ in dem harmonischen Orgelspiel meines Gemütes nicht zu ewiger Stummheit verdammt, dann hätte ich wohl Miß Luella Totten aus Pittsburg, U. S. A., gehaßt und Rachepläne gegen sie geschmiedet, weil sie mit unerhörter Beharrlichkeit die üppig wuchernden Saaten auf den fruchtbaren Feldern meines Forschergeistes durch den prasselnden Hagelschlag ihres unentwegten Klavierspieles vernichtete.

Miß Totten war aus dem Palaste Mr. Tottens, des reichen amerikanischen Stahlindustriellen, der ihr Vater war, mit ihrer Mutter in das höchst bescheidene Zimmer unseres Hinterhauses übersiedelt, um hier in Wien ihren gelenkigen Fingerchen von dem berühmten Klaviermeister Leschetitzky die höchste Dressur angedeihen zu lassen. Sie wohnte Wand an Wand mit mir. Diese enge Nachbarschaft mit einem reizenden Mädchen aus so fernen Landen hätte mich vielleicht auf andere Art beunruhigt, wäre nicht zugleich mit den beiden Damen auch ein stimmgewaltiger Steinway-Flügel eingezogen, der sofort anhub, mächtige Klangmassen von sich zu geben und fortan täglich sechs bis acht Stunden seine Umgebung in einen erstickenden Schallnebel hüllte.

Uns trennte freilich eine Wand. Aber diese Wand verdiente so berühmt zu werden wie die Wand in

Shakespeares Traum von Oberon und Titania. Diese Wand glich dem Weltmeer. Von diesem sagt man ja, daß es die Länder nicht trenne, sondern verbinde. Sie leitete den Schall besser als Luft. Hätte ich ihr akustisches Geheimnis ergründet, ich wäre der berühmte Erfinder des Radio-Schallverstärkers und Lautsprechers geworden, Dinge, von denen damals höchstens ein Wahnsinniger oder ein Märchendichter zu träumen gewagt hätte.

Ein schmales Kärtchen, das in herausgeprägter strenger Lateinschrift den Namen Miß Luella Tottens trug, lud mich zu einer ärztlichen Visite bei ihr ein. Das war unseres allbarmherzigen Herrgotts Klavierfinger: Was immer ihr auch fehlen mag, ich verbiete ihr vor allem das Klavierspielen.

Ich ging in ein Wunderland ein. Der Boden war mit Teppichen von so zarten Farben bedeckt, daß ich es kaum wagte, meinen Fuß darauf zu setzen. Golddurchwirkte Decken und Deckchen verbargen die Möbel. Leichtsinnig hingestreute Schmuckstücke und allerlei mir unbekannte Toiletteutensilien aus Silber und Elfenbein blendeten mich. Hier erkannte ich mein Hinterhaus nicht. Es war meine erste Berührung mit dem Luxus der ganz Reichen.

Das größte Wunder aber war für mich der duftige, rosafarbene Schlafrock, den sie trug. Ich konnte mir schlechterdings nicht vorstellen. daß darin ein gewöhnlicher menschlicher Körper stak, den ich doch

von Berufes wegen in allen seinen anatomischen Einzelheiten so genau kannte. Ich glaubte, das ganze bewegliche flaumige Ding da habe so wenig Masse, daß ich es zwischen meinen beiden Händen zusammenknüllen und in die Tasche stecken könnte.

Nachdem das Thema des Kitzels in ihrem Halse, der den Anlaß zu meiner Berufung bildete, kurz abgehandelt war, entließ mich die junge Dame nicht, sondern zog mich mit der Überlegenheit, die ihr schon durch meine Augen, Ohr und Maul aufreißende maßlose Bewunderung zugewiesen wurde, in ein Gespräch. Mrs. Totten, ein puritanischer Haubenstock, nahm daran nicht teil, denn sie sprach und verstand kein Wort Deutsch. Ich hingegen sprach und verstand kein Wort Englisch. Es war das erste und letztemal, daß ich mich dieses meines beschämenden Mangels freute, weil er mich von der Pflicht und Möglichkeit befreite, auf die Anwesenheit der steifen alten Dame Rücksicht zu nehmen. Luella handhabte mit entzückender Ungeniertheit ihr knödelndes Amerikanisch-Deutsch.

Daß sie neben ihren so betriebsamen Patschhändchen auch ein reizendes Köpfchen besaß, hatte ich sofort bemerkt. Jetzt aber entdeckte ich, daß auch ein denkendes Gehirn darin tätig war. Luella interessierte sich, wie ich, lebhaft für theoretische Physik und dilettierte in Philosophie, ebenfalls wie ich.

Kein Wunder also, daß ich, als sie mich schließ-

lich fragte, ob mich ihre Fingerübungen nicht belästigten, beteuerte, ich habe in meinem Leben noch kein so angenehmes Geräusch empfunden wie ihr Klavierspiel.

Beim Abschied ließ sie ein kleines Kuvert in meine Hand gleiten, das zwar keine Einladung zu einem geheimen Stelldichein enthielt, dessen Inhalt mir dennoch äußerst willkommen war. Es war eine Zehnkronennote. Zehn Kronen, ein fürstliches Honorar, denn in unserem Hinterhause galten schon zwei Kronen als viel.

Nach drei Tagen ließ sie mich wieder kommen, nach weiteren drei Tagen wieder. Sie plauderte offenbar gerne mit mir und ließ sich dieses Vergnügen etwas kosten. Ich begann zu kalkulieren: Wenn es in diesem Tempo weiterging, konnte ich die gesamten Geschäftsregien meines Unternehmens durch diese eine Kundschaft bestreiten.

Bei meinem letzten Besuche— es war leider der allerletzte — forderte mich Luella auf, ihr an diesem Abend in der Hofoper, Parterreloge, rechts Nr. 7, Gesellschaft zu leisten. Es wurden die Meistersinger gegeben.

In dieser Perspektive hatte ich das festliche Haus noch nie gesehen. Mein Blick wandte sich nach oben zu den vertrauten Regionen der vierten Galerie. Sie erschien mir als ein düsterer, schmaler Spalt. Es waren aber nur die vorderen Sitzreihen zu sehen,

mein eigenstes Gebiet, die Stehplätze, verschwand vollständig im Dunkel des Hintergrundes.

In der ersten Pause erschien der befrackte Zuckerbäcker in unserer Loge und bot auf silberner Tasse seine appetitlichen Waren an. Ich machte eine einladende Geste. Aber — o Schreck! — die Damen behielten die ganze Konditorei.

Von dem zweiten Akt der herrlichen Oper hörte ich keinen Ton mehr. In der nächsten Pause kam der Mann zum Inkasso. Ich hatte das gesamte Warenlager zu bezahlen. Zum Glück trug ich mein ganzes Barvermögen in der Tasche. Dennoch trieb meine steife Hemdbrust bei der Summe, die ich jetzt zu hören bekam, plötzlich große Blasen, in solchen Massen entströmte mir der Schweiß. Es langte knapp. Ein winziger Rest verblieb als Trinkgeld für die Logenschließerin. Was würde der Abend noch bringen? Er brachte mehr als genug.

Nach Schluß der Vorstellung meinte Luella mit lieblichem Lächeln, es wäre doch gar zu nett, wenn wir uns noch gemütlich bei einem kleinen Imbiß ein wenig über das Gehörte unterhalten wollten. Obwohl ich diese Auszeichnung zu schätzen wußte, war ich doch anderer Meinung, brachte es aber nicht über mich, sie zu äußern.

Nun kannte ich zwar viele Kneipen, aber die vornehmen Etablissements dieser Gegend waren mir kaum vom Hörensagen bekannt. Wohin gehen wir

also? Ins Grand Hotel, sprach es automatisch aus mir heraus. Dieser Name hatte für mich ungefähr den Klang wie derjenige des sagenhaften Monte Carlo. So steuerte ich denn unsere kleine Karawane ins Grand Hotel, mit Todesverachtung und leerer Tasche.

Wie sollte das enden?

Der Herr Oberkellner trat gravitätisch an unser prächtig gedecktes Tischchen heran und verbeugte sich mit herzoglicher Grandezza. War das Ehrfurcht oder Herablassung? Witterte der Erfahrene schon in mir den Zechpreller? Er reichte mir die Wein- und Speisekarte. Unbekannte Namen vermutlich exotischer Gerichte und Getränke flimmerten vor meinen Augen. Ich fühlte, daß der Herzog mich fixierte. Ich blickte zu ihm auf. Dieses Gesicht hatte ich schon gesehen.

Allmächtiger Gott, unendlich sind die Wunder deiner Gnade! Der großartige Herzog war kein anderer als der bescheidene Herr mit dem verschossenen Überzieher aus unserem 4. Stock, von dessen Frau man sich erzählte —. Wir tauschten einen raschen Blick und verständigten uns. Ich war gerettet. Wenn sich einem der armen Pfleglinge der reizenden Frau Stella Pischinger der klemmende Gipspanzer plötzlich in den Duft von Kölnischwasser aufgelöst hätte, er hätte nicht befreiter aufjubeln können als ich in diesem Augenblick.

Triumphierend hielt ich meinen Einzug in die elegante Welt. Auf unserem Tischchen wechselten die köstlichsten Dinge, jedes einzelne eine Offenbarung für mich. Luella plauderte entzückend und mein Geist sprühte. Nur ein Hochstapler, berauscht von seiner eigenen Darstellung, kann die Herrlichkeiten des Luxus ermessen.

Bevor wir gingen, überreichte mir der Herzog in gemessener Haltung auf silberner Tasse einen Zettel. Achtlos ließ ich diesen in meiner Tasche verschwinden.

Ein eleganter Wiener Fiaker brachte uns, nach kurzer Spazierfahrt über die Ringstraße, nach Hause. Um seine Bezahlung brauchte mir nicht bange zu sein, denn an dem Ziele unserer Fahrt befand sich das Café in unserem Vorderhause und der Inhaber war mein Freund. —

Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem seligen Lächeln auf den Lippen. Als ich aber auf meinem Nachtkasten, als einziges Andenken an den wundervollen Märchenabend, das Dekret des Herzogs erblickte und die Ziffernkolonne bemerkte. die es trug, wurde ich sehr traurig. Ich nahm einen Bleistift zur Hand und machte Bilanz. Die Einnahmen wurden den Ausgaben gegenübergestellt. Das amerikanische Geschäft ergab ein Defizit von rund 25 Kronen. Diese war ich schuldig und noch darüber.

Einige Tage später lud mich Luella abermals in

ihre Loge, diesesmal zur Götterdämmerung. Es entbrannte ein verzweifelter Kampf zwischen meinem Herzen und meiner leeren Brieftasche. Das Vakuum siegte.

Die Wahrheit konnte ich ihr nicht sagen und lügen wollte ich nicht. Ich schwankte so lange zwischen beiden Möglichkeiten, bis es zu spät war. Ich blieb unentschuldigt aus.

Luella nahm dies krumm und ignorierte mich von dieser Stunde an vollständig.

Verflucht das Gold, das man nicht besitzt!

*

Ingeborg

Wenn ich Ingeborg auf der Treppe begegnete, drückte ich mich scheu an die Wand und sie hüpfte an mir vorüber, ohne mich zu bemerken.

Sie wohnte gerade über mir als einzige Aftermieterin einer älteren Frau.

An einem Freitag, um 6 Uhr abends, kam diese Frau zu mir und bat mich, zu Ingeborg zu kommen. Sie fühle sich nicht wohl.

Man wäre manchesmal versucht, sich wegen der schadenfrohen Hinterlist des Schicksals die Haare büschelweise auszuraufen, was in meinem damaligen Lebensalter keine geringe Arbeit bedeutet hätte. An jedem anderen Tage, zu jeder anderen Stunde hätte

mein Herz, bei der Aussicht auf ein intimes Zusammensein mit Ingeborg, Generalmarsch getrommelt. Gerade jetzt aber hing dieses Erfolgorgan aller zarten Gefühle starr und unerregbar in meiner Brust.

Es war ja Freitag, 6 Uhr abends. Jeden Freitag um 7 Uhr begannen und beginnen noch die Sitzungen der Gesellschaft der Ärzte, der vornehmsten medizinischen Vereinigung Wiens. Für diesen Abend hatte ich eine ganz kurze, belanglose Mitteilung angemeldet. Für das Auditorium voraussichtlich ein unwesentlicher, verzögernder Programmpunkt. Dem jungen Streber aber, der ich war, rann Eiswasser durch die Adern bei dem Gedanken, daß ihn in einer Stunde des großen Billroth, des damaligen Vorsitzenden der Gesellschaft, Stimme zum Rednerpult rufen werde, und in meinem Schädel gähnte die unheimliche Leere einer unterirdischen Höhle.

Man stelle sich eine Debütantin vor, die hinter der Kulisse auf ihr erstes Stichwort wartet. Sie hat auf der Bühne nicht mehr zu sagen als: „Der Herr Graf ist eben angekommen." Wenn aber jetzt der junge Mann an sie heranträte, auf den sie insgeheim längst ihr schönes Auge geworfen hat, und wollte ihr ein galantes Wörtchen zuflüstern, sie würde ihn in diesem Augenblicke hassen.

Die ärztliche Pflicht bricht jede andere. Ich nahm Hut und Stock und folgte der Frau in die nächst

höhere Etage. Sie öffnete mir die Wohnungstür und wandte sich zum Gehen. Auf meine Anregung, doch zu bleiben, weil möglicherweise Medikamente aus der Apotheke zu besorgen sein würden, entgegnete sie verschmitzt, das werde wohl nicht nötig sein.

Ingeborg empfing mich mit einem verschämten Lächeln. Aus dem, was sie mir zu klagen hatte, entnahm ich mit Genugtuung, daß es sich weder um einen schweren, noch um einen dringenden Fall handelte, und ich schlug ihr vor, mich am nächsten Tage in meiner Sprechstunde aufzusuchen.

Das wollte sie gerne tun, aber jetzt könnten wir noch ein wenig gemütlich plaudern. Ich lehnte mit Bedauern ab, der Sitzung wegen. Es sei nicht sehr schmeichelhaft für sie, daß ich die Gesellschaft einiger mürrischer Graubärte der ihrigen vorziehe, neckte sie. Aber mein Vortrag?! Sie meinte, der werde bis zur nächsten Woche nicht sauer werden.

Dieser geringe Respekt vor meinem Geistesprodukt machte mich ärgerlich und ungeduldig. Ich erhob mich, um zu gehen.

Aber wo war mein Hut hingeraten? Sie hatte ihn versteckt.

„Wenn Sie ihn finden, dürfen Sie sich etwas ausbitten."

Er war bald gefunden und, was ich mir ausbat, war, mich jetzt schleunigst empfehlen zu dürfen,

denn ich wollte schon zu guter Zeit hinter meiner Kulisse stehen.

Mein ungalantes Benehmen weckte ihren Trotz. Sie trat rasch auf den einzigen Ausgang zu, drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche. „Geben Sie mir den Schlüssel heraus!" herrschte ich sie an, denn in mir regte sich, angesichts dieses unzeitgemäßen Scherzes, ein mächtiger Zorn.

„Holen Sie ihn sich, wenn Sie können."

Ich stürzte mich auf sie und rang mit ihr. Bei den innigen Berührungen mit diesem mollig warmen Frauenkörper wallte mein Blut auf, doch auch das verwandelte sich in Wut.

Aber sie war ein strammes Mädchen und ich kein Riese. Ich war bald erschöpft und mußte von ihr ablassen.

Von einem Weibe gefangen gehalten zu werden, die Schmach machte mich rasend.

Mein benebelter Blick irrte suchend in meinem Gefängnis umher. Da — ein rettender Gedanke! Die Tür, die den Ausgang verschloß, war eine Glastür. Ich nahm meinen Stock zur Hand:

„Ingeborg, wenn Sie den Schlüssel nicht auf der Stelle ausliefern, zerschlage ich mit meinem Stock diese Scheiben, steige hinaus und hole Leute herbei."

„Das mögen Sie immerhin tun", antwortete sie ruhig. „Ich müßte aber dann behaupten, ich hätte

dies getan, um mich vor Ihnen zu retten. Und wem, denken Sie, wird man glauben, Ihnen oder mir?"

Das mußte ich einsehen. Ich war und blieb ihr Gefangener. Da kam plötzlich eine große Ruhe über mich.

„Ingeborg," sagte ich, „Ihr Verhalten ist mir vollständig rätselhaft. Wenn wir Ärzte eine Frau durchaus nicht verstehen können, sagen wir immer nur das eine: Hysterie. Ich nehme daher an, daß ich einen sonderbaren Fall von Hysterie vor mir habe, will nachsichtig sein und füge mich. Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie meiner überdrüssig werden, wenn mich nicht vorher Ihre Hausfrau erlöst. Hätten Sie die Güte, mir ein Buch zu leihen?"

Sie wies stumm auf ihr kleines Bücherregal. Ich griff auf das Geratewohl ein Buch heraus. Es war „Die fromme Helene" von Wilhelm Busch.

Hinter dem ovalen Tisch, auf dem die Petroleumlampe brannte, stand ein bequemes Sofa. Dort ließ ich mich behaglich nieder und begann zu lesen.

Ingeborg ging im Zimmer auf und ab. Nach einiger Zeit schien ihr dies langweilig zu werden. Sie näherte sich mir zögernd und setzte sich neben mich auf das Sofa. Sie rückte immer näher an mich heran und lehnte sich schließlich sanft an meine Schulter.

Ich tat, als bemerkte ich nichts und las ruhig weiter.

„Sind Sie mir sehr böse?" flüsterte sie.

Ich antwortete nicht und schwieg auch beharrlich, als sie wissen wollte, wovon der beabsichtigte Vortrag handle, ob mir denn so viel an ihm gelegen sei usw.

Da bemerkte ich, daß sie den Schlüssel aus der Tasche genommen hatte, und tändelnd mit ihm spielte. Ich lag auf der Lauer. Da — — ein geschickter Griff und er war in meiner Gewalt. —

Jetzt war ich der Herr der Situation.

Rasch fort in die Gesellschaft der Ärzte! Doch ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es längst zu spät war.

Da brauste meine Wut noch einmal auf:

„Sie sind ein grundschlechtes Frauenzimmer, Ingeborg. Noch weiß ich nicht, was ich tun werde, um Sie zu bestrafen und zu verhindern, daß Sie jemals wieder Ähnliches begehen. Das beste ist vermutlich, ich gehe zur Polizei."

„Das Stiegensteigen kann die Polizei sich sparen, sie findet mich dort unten." Sie deutete auf das Fenster. Wir befanden uns im dritten Stock.

Ihre Stimme klang leise und so unsäglich traurig. Sie stand da wie eine Verurteilte. Aus ihrem geneigten Antlitz tropften dicke Tränen auf den Boden.

Mein Zorn schmolz dahin wie der Märzschnee im Südwind.

Es zog mich zu ihr hin und ich faßte ihr kaltes

Händchen. Dann nahm ich sie an meine Brust und streichelte sie begütigend.

„Ingeborg, liebe Ingeborg, willst du mir nicht sagen, was in dir vorgeht, damit ich dich verstehe? Was heute war, das soll vergessen sein. Nimm mich als deinen Freund!“

Sie barg ihr Haupt an meiner Schulter und weinte und weinte.

Da hörte man ein Geräusch im Vorzimmer. Die Hausfrau war zurückgekehrt.

„Ingeborg, ich komme wieder. Auf Wiedersehen morgen!“

Ich hauchte einen Kuß auf den aschblonden Scheitel des Mädchens und ging.

Draußen raffte ich meine geringe Barschaft zusammen und übergab sie der Hausfrau mit der dringenden Bitte, Ingeborg nicht einen Moment allein zu lassen bis morgen, wo ich wieder nachzusehen versprach.

Als ich die Treppe hinabstieg, fühlte ich, daß meine Beine schlotterten.

Meine erschöpften Lebensgeister bedurften so dringend einer Stärkung durch Koffein und Alkohol, daß ich an meiner Wohnungstür vorbeiging und mich in das Café in unserem Vorderhause begab.

Dort traf ich meinen alten Studiengenossen, Spießgesellen und vertrauten Freund, der in unseren Kreisen nur unter dem Spitznamen Moloch bekannt

war. Er übte den Beruf eines Frauenarztes und Geburtshelfers aus.

Mein Mitteilungsbedürfnis war so groß, daß ich ihm alles, was sich da oben zugetragen hatte, auf das genaueste berichtete.

Was er sich bei meiner aufgeregten Schilderung dachte, sprach der impertinente Mensch nicht aus, aber er lächelte so zynisch, daß ich nahe daran war, neuerdings in Wut zu geraten.

*

Am nächsten Vormittag stieg ich, wie ich es versprochen, wieder zu Ingeborg hinauf.

Sie war schon morgens früh ausgezogen. Wohin sie übersiedelt war, das wußte die Hausfrau nicht, oder sie durfte es nicht sagen.

*

Monate vergingen. Da brach Moloch bei mir ein mit Holdrio und Hopsasa, wie es nun einmal seine Art war.

„Belieben Ew. Gestrengen, wenn es Dero Geistes- und Gemütsverfassung zuläßt, zu raten, was Dero untertänigster Knecht verflossene Nacht mit gewohnter Meisterschaft ausgeführt hat? Belieben ausnahmsweise dumm zu sein? Nun denn: Wir haben diese Nacht die ehrsame Jungfrau Ingeborg eines gesunden und strammen Knäbleins entbunden. Unseren herzlichsten Glückwunsch!“

„Moloch!“ Mehr brachte ich nicht hervor, als der Hanswurst geschlossen hatte.

Jetzt war mir mit einem Male alles klar:

Ingeborg hatte sich schon damals Mutter gefühlt. In Ihrer Verzweiflung war sie auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, mich zum Vater des kommenden Kindes zu machen. Sie hatte aber den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt und war der Situation nicht gewachsen.

Mir schnitt ein ungeheures Mitleid tief in das Herz.

Arme, süße, ungeschickte, kleine Ingeborg, was ist nachher aus dir geworden?

*

Inkognito

Das Morgenblatt der „Neuen Freien Presse“ meldete:

(Selbstmord eines Arztes.) Der allgemein bekannte und in den weitesten Kreisen unserer Stadt als Arzt und Mensch hoch geschätzte Spezialarzt für Magenkrankheiten, Dr. Konstantin Hügel, ist freiwillig in den Tod gegangen. Er hat den Selbstmord mit Veronal verübt. In einem Abschiedsbrief bezeichnete er als Motiv seiner Tat ein unheilbares Leiden. Dr. Hügel war unverheiratet und erreichte nur ein Alter von 45 Jahren.

Die Nachricht ging mir nahe. Zwar durfte ich Dr. Hügel nicht zu meinem engeren Freundeskreise zählen, aber er gehörte zu jenen Menschen, die in einem ein angenehmes Gefühl zurücklassen, wenn man mit ihnen auch nur einen flüchtigen Gruß gewechselt hat.

Auch in der Praxis bestanden kaum Beziehungen zwischen uns. Ich glaubte daher, als ich ihm einmal eine arme Kranke zugewiesen hatte, mich bei ihm wegen der Zahlungsunfähigkeit der Patientin entschuldigen zu müssen. Er aber erwiderte mir mit seiner warmen, weichen Stimme:

„Es tut mir leid, Herr Kollege, daß Sie bei mir eine solche Unterscheidung voraussetzen. Ich danke Ihnen für den Fall."

Nun war er tot und ich vermißte ihn mehr in dieser Welt, als ich gedacht hätte.

Der Abschiedsbrief war an einen intimen Freund des Verstorbenen gerichtet. Dieser brachte mir das Dokument.

Dr. Hügel verleugnete auch in dieser, seiner letzten Kundgebung, seine Eigenart nicht, die zwar von den Vertretern seines Spezialfaches wenig geachtet, aber von den übrigen Kollegen und, was wohl das wichtigste ist, von seinen zahlreichen Patienten um so höher geschätzt wurde.

Er nahm nämlich an den sogenannten wissenschaftlichen Forschungen seiner engsten Berufs-

genossen, die sich mit chemischen, mikroskopischen und Röntgen-Untersuchungen abmühten und auf die Darstellung ihrer kärglichen Resultate viel Druckerschwärze verschwendeten, nur den Anteil eines interessierten Zuschauers. Obwohl sein Studiengang doch naturwissenschaftlich geregelt, also hauptsächlich von monistischen Ideen geleitet war, faszinierte ihn doch von dem Momente an, wo er mit dem leidenden Menschen in Berührung kam, die Vorstellung, daß der Mensch ein beseelter Organismus sei, daß zwischen den Funktionen der Organe in Gesundheit und Krankheit und dem Gemüte die intimsten Wechselbeziehungen bestehen. Nach seiner Auffassung mußte der Arzt in erster Linie Seelenarzt, ja Seelsorger sein. Diesen Standpunkt vertrat er gerne in Wort und Schrift. Solche publizistische Leistungen, denen nicht der Schweiß des Laboratoriums anklebte, wurden von zuständiger Seite nicht hoch gewertet und ihm daher auch der Anspruch auf eine höhere akademische Karriere nicht zuerkannt. Über den Mangel an offizieller Anerkennung wußte sich der in sich gefestigte Mann wohl hinwegzusetzen, da er durch die Liebe seiner Kranken reichlich dafür entschädigt wurde, aber seine menschenfreundliche Stellungnahme wurde ihm, wie aus seinem Abschiedsbriefe hervorging, zum tragischen Verhängnis, als er selbst erkrankte.

Vorausgeschickt muß noch werden, daß Dr. Hügel

sehr viel von erkrankten Kollegen in Anspruch genommen wurde, obwohl man von ihm wußte, daß er, um trösten und ermutigen zu können, vor keiner Lüge zurückschreckte und, wenn es die Lage erheischte, sich nicht scheute, die heiligsten Eide zu schwören, um seine Trostlügen glaubhaft erscheinen zu lassen. Welche Kunst und Kraft der Überredung ihm zur Verfügung stand, mag an dem folgenden Beispiel erkannt werden:

Ein alter Arzt, der mit einem schweren, chronischen Nierenleiden behaftet war, aber noch mehr unter dem Druck der Besorgnisse litt, die für ihn als Fachmann an die Vorstellung seiner Krankheit geknüpft waren, suchte, nach vielen anderen Kollegen, auch unseren Dr. Hügel auf. Dieser leugnete zwar das Vorhandensein einer Nierenaffektion nicht, weil dies angesichts des unzweideutigen Tatbestandes nicht anging, sprach ihr aber, im Gegensatze zu den früheren Beratern und unter der kühnsten Verleugnung der allgemein gültigen Lehrmeinungen, jegliche Bedeutung und Folgenschwere ab. Die Einwände des sachverständigen Kranken entkräftete er durch die Zitierung angeblicher neuer Entdeckungen und erdichteter Krankengeschichten. Die Täuschung gelang vollkommen und der betrogene Alte verließ ihn leichteren Herzens als er gekommen war, in der festen Überzeugung, seine Beschwerden seien durchaus nervöser Natur. Die neugewonnene Zuver-

sicht ließ ihn wieder aufleben. Regten sich wieder Zweifel in ihm, dann wußte er in der Folge, wo er sicher war, Beruhigung und neuen Mut zu finden.

Aber es kam der Tag, wo der Zustand des Kranken sich so sehr verschlimmerte, daß eine Täuschung über den Ernst der Lage kaum mehr möglich schien. Eines Nachmittags fühlte er sein Ende nahe und er befahl seinen Angehörigen, Dr. Hügel herbeizuschaffen.

Diesen traf die dringende Berufung mitten in seiner Sprechstunde. Er zögerte keinen Augenblick, ließ die zahlreichen wartenden Patienten vertrösten und eilte zu dem Sterbenden. Dort wurde er mit bitterem Spott empfangen:

„Haben Sie schon einen Menschen an purer Nervosität sterben gesehen, Herr Kollege? Hier liegt einer, der das zu Wege bringt. Sie können das Kunststück publizieren."

Die Wehmut schnürte Dr. Hügel die Kehle zusammen, doch es gelang ihm, sich zu fassen. Rauh klang seine Stimme, als er endlich sprechen konnte:

„Herr Kollege, haben Sie mich rufen lassen, um einen schlechten Scherz mit mir zu treiben? Aber auch in dem Falle, daß Sie es ernst meinen, weil es Ihnen wieder einmal beliebt, sich mit Ihren alten hypochondrischen Gespenstern herumzuschlagen, muß ich es als einen argen Mißbrauch meiner Kollegialität bezeichnen, wenn Sie mich zwingen, meine

Sprechstunde abzubrechen. Sie hätten wohl bis morgen oder übermorgen, kurz so lange warten können, bis sich eben Zeit für eine müßige Plauderei erübrigt hätte."

Dann entfernte er sich rasch, weil ihn die Rührung zu übermannen drohte.

Eine Stunde darauf war der alte Doktor tot. Bevor er aber starb, sagte er zu seiner Frau:

„Wenn der Mensch nicht so grob gewesen wäre, hätte ich diesmal beinahe wirklich geglaubt, ich sei schwer krank."

*

Dr. Konstantin Hügel war 45 Jahre alt geworden, ohne jemals, seitdem er als Kind die Masern durchgemacht hatte, durch das geringste Unwohlsein darüber belehrt zu werden, daß auch er angreifbar sei. Da begann er zu kränkeln. Diese Situation war ihm neu. Er schreibt darüber in seinem letzten Bekenntnis:

„Ein kranker Arzt ist eine widerspruchsvolle Erscheinung wie ein gestrauchelter Staatsanwalt, der von der Richtertribüne zur Anklagebank hat hinabsteigen müssen. Ich kann mich nicht entschließen, den Platz zu wechseln.

Nimmt ein kranker Arzt die Hilfe eines Kollegen in Anspruch, dann ist es alle Male ein verpfuschtes Konsilium. Der eine ist befangen, weil er Richter in eigener Sache ist, und der andere fühlt sich vor dem

wissenden Patienten in der Handhabung des professionellen Hokuspokus stark gehemmt.

Ich fühle mich stark genug, um körperliche Leiden jeder Art mit männlicher Gelassenheit zu tragen, doch der Gedanke, daß ein anderer nunmehr mit mir jene unwürdige Komödie aufführen soll, die zu inszenieren mir bei kranken Kollegen so oft gelungen ist, beschämt mich so, daß ich es vorziehe, raschest den rettenden Ausgang zu suchen, anstatt zu warten, bis die mit dem Körper dahinsiechende Seele des Verständnisses für diese Schmach beraubt wird."

Bei dieser Gesinnungsart ist es verständlich, daß es ihm unmöglich schien, sich einem der Wiener Kollegen, denen er ja durchaus bekannt war, als Patient anzuvertrauen. Da ihm aber sehr viel daran lag, sich über die Natur und Tragweite seines Leidens Gewißheit zu verschaffen, beschloß er in das Ausland zu reisen, um sich dort unerkannt von einem fremden Kollegen untersuchen zu lassen.

Er reiste nach München und stellte sich, unter Angabe eines falschen Namens und Standes, einem namhaften Internisten vor. Nachdem die umständliche Untersuchung beendet war, bat er den berühmten Fachgenossen, einen kurzen Bericht über seinen Zustand an seinen Wiener Hausarzt gelangen zu lassen und gab zu diesem Zwecke seine eigene

Adresse an. So durfte er hoffen, die ungeschminkte Wahrheit zu erfahren.

Der unheilvolle Brief kam. Das Leiden des Patienten wurde darin als eine schwere Entartung des Herzmuskels hingestellt.

Da schrieb Dr. Hügel seinen Abschiedsbrief und nahm Veronal.

In einem Postskriptum forderte er die Öffnung seiner Leiche im Hörsaal.

Man erfüllte seinen letzten Wunsch. Als man das Herz herausnahm, erwies es sich als vollkommen gesund. Die Diagnose des Münchners war falsch. Auch sonst ergab die Untersuchung der Leiche kein Anzeichen einer organischen Erkrankung. Man mußte als wahrscheinlich annehmen, daß die Beschwerden, von denen Dr. Hügel heimgesucht war, nicht mehr gewesen waren, als die Symptome einer Erschöpfung infolge von Überarbeitung im Berufe.

Wäre er kein grübelnder Arzt gewesen, dann hätte ihn vermutlich ein vierwöchiger Urlaub wieder auf die Beine gestellt.

*

Der Gewissenswurm

Wie einstmals die Bauern zum Jahrmarkt in das Städtchen pilgerten, um sich dort vom Hauch der weiten Welt anwehen zu lassen, so ziehen heute viele Ärzte alljährlich zu den medizinischen Kongressen,

weil sie da den lebendigen Puls ihrer heißblütig vorwärtsdrängenden Wissenschaft zu spüren vermeinen. Die solide Jahrmarktsware findet nicht immer den erhofften Absatz und mancher ehrsame Krämer sitzt einsam und verdrossen in seiner Bude, während nebenan der geschickte Gaukler und Poseur den Zulauf nicht bewältigen kann.

Ganz einzigartig aber war das Motiv, das den Dr. Georg Staub aus Fulda dazu veranlaßte, die Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Wiesbaden aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich ihn und seine Geschichte kennen.

Ich war viel zu früh in den schönen Restaurationsgarten gekommen. Dort wollte ich mich, gemäß einer Verabredung, mit mehreren anderen Teilnehmern des Kongresses nach dem Bombardement von Vorträgen, das tagsüber auf uns niedergeprasselt war, in angenehmer Gesellschaft erholen. So saß ich denn vorläufig noch einsam da in der unvergleichlichen Wiesbadener Herbstabendluft und ließ mich von den sanften Tonwellen des Streichorchesters behaglich einlullen.

Da steuerte ein mir unbekanntes Paar auf meinen Tisch zu.

In der Hellsichtigkeit meines Halbschlummers erkannte ich sofort, daß die beiden meine Bekanntschaft zu machen beabsichtigen. Ich sah noch mehr: Er, ein müder Greis mit wildem weißen Vollbart,

war ganz und gar in sich versenkt, während sie, eine volle, noch jugendliche, höchst sympathische Erscheinung, keines anderen Gedankens fähig war als desjenigen an das Wohl dieses Mannes.

An den Kongreßabzeichen, die wir trugen, erkannten wir uns als Kollegen und nannten unsere Namen. Es waren Dr. Staub aus Fulda und seine Gattin.

Der Eindruck, den sein ehrwürdiges Äußere auf mich machte, dürfte ihm aufgefallen sein, denn er fragte mich unvermittelt:

„Für wie alt halten Sie mich?"

Diese so wenig taktvolle und doch so häufig gestellte Frage lasse ich grundsätzlich unbeantwortet, wofern mir nicht das wirkliche Alter genau bekannt und so die Möglichkeit gegeben ist, den Fragenden, trotz Steinach und Woronow, im Handumdrehen mindestens um zehn Jahre zu verjüngen. Ich wich daher diplomatisch aus:

„Ich möchte vor Ihrer reizenden Frau Gemahlin nicht gerne in ein schiefes Licht geraten, Herr Kollege. Rate ich zu niedrig, dann könnte sie mich leicht für einen öden Schmeichler halten und, wenn ich zu viel sage, für einen Esel."

„Ich bin erst 51 Jahre alt", sagte darauf Dr. Staub. „Da wundern Sie sich, wie? Vor eineinhalb Jahren war ich um 20 Jahre jünger. Meine Frau kann es Ihnen bestätigen. Darf ich Ihnen erzählen, wie das kam?"

„Georg, Georg, schon wieder?“ mahnte die Frau.

Dieses „schon wieder“ machte mich stutzig. Der alte Herr aber beachtete es nicht und fuhr fort:

„Wie ich mir bereits gestattet habe, Ihnen zu sagen, praktiziere ich in einem kleinen Städtchen. Meine Tätigkeit erstreckt sich aber auch in einem ziemlich großen Umkreise auf die benachbarten Dörfer. Es ist jetzt ungefähr eineinhalb Jahre her, daß ich in eines der entfernteren Dörfchen berufen worden war und mich nun auf der Heimfahrt befand. Es war ein strenger Wintertag. Ich fuhr in meinem Schlitten und lenkte mein Pferdchen selbst. Als ich mich in flottem Trab einem einsam stehenden Bauernhäuschen näherte, kam mir von dort her ein Mann entgegengerannt und hielt mich an. Das ist, wie Sie sich denken können, auf solchen Doktorfahrten kein ungewöhnliches Ereignis. Der Mann aber pries den Zufall, der mich gerade jetzt herbeigeführt hatte, und bat mich zu seiner Frau hineinzukommen, weil es ihr sehr schlecht gehe.

Während ich mich aus den Decken wickelte und aus dem Schlitten stieg, erkundigte ich mich, was denn der Frau fehle, und er berichtete, es sei eine Frühgeburt eingetreten und gleich darauf eine heftige Blutung, die nicht zu stillen sei. Jetzt sei das Weib, jammerte er, schon mehr tot als lebendig.

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ich auch schon wieder in meinem Schlitten saß und die

Peitsche zur Hand nahm. Die Patientin nämlich, von der ich kam, litt an Kindbettfieber. Ich selbst und meine Instrumente waren für dieses Häuschen, in dem eine frisch entbundene Frau lag, die Pest. Ich erklärte dem Manne, daß ich seine Kranke tödlich infizieren würde, wenn ich sie auch nur berührte, und machte mich daran, meine Fahrt fortzusetzen. Er aber fiel meinem Pferd in die Zügel und ließ mich nicht fort. Er schalt mich herzlos, weil ich sein Weib nicht retten wolle. Ohne sie wisse er sich mit seinen zahlreichen kleinen Kindern nicht zu helfen.

Da stürzte aus dem Häuschen eine alte Frau hervor, die nicht weniger verzweifelt schien als der Bauer. Es war die Dorfhebamme. Sie könne der Blutung nicht Herr werden, zeterte sie. Wenn ein Eingriff noch Hilfe bringen solle, dann müsse er sofort vorgenommen werden. Vielleicht sei es auch jetzt schon zu spät, denn die Patientin sei schon fast pulslos.

Trotz meiner eindringlichen Einwände, die sie als Sachverständige doch hätte würdigen müssen, beschwor sie mich bei allen Heiligen, sie und die Kranke in dieser höchsten Not nicht im Stiche zu lassen. Was sollte ich nun tun? Was hätten Sie in dieser Situation getan, Kollege?"

Frau Dr. Staub lehnte sich hinter den Rücken ihres Mannes zurück und gab mir durch unzwei-

deutiges Kopfnicken zu verstehen, was ich zu sagen hatte.

Meine Antwort suchte ihren Wünschen zu entsprechen:

„Ich begreife nicht, wie Sie nur fragen können. Ich hätte selbstverständlich, ohne Rücksicht auf irgendein Bedenken, eingegriffen."

„So tat auch ich", fuhr Dr. Staub fort. „Ich fand ein halbverblutetes Geschöpf vor. Rasch nahm ich alles vor, was der Moment als das dringendste erheischte, und stillte zunächst die Blutung. Dann hieß es, die bereits erlöschenden Lebensgeister neu anzufachen, und auch das gelang. Alles jubelte über den errungenen Sieg. Ich konnte, gesegnet von Mann, Kindern und Hebamme nach Hause fahren.

Aber bald kam auch leider, was vorauszusehen war: Es stellte sich das Kindbettfieber ein, das ich durch meine Hände und meine verseuchten Instrumente auf die arme Frau übertragen hatte. Der durch die Blutung so sehr geschwächte Organismus konnte der Infektion nur einen matten Widerstand entgegensetzen und sie starb.

So habe ich dem Manne seine Stütze im Leben, den unmündigen Kindern die Mutter geraubt. Die Reue nagt an meinem Herzen Tag und Nacht. Was dabei aus mir geworden ist, sehen Sie vor sich. Es drängt mich, jedem Kollegen, den ich treffe, meine Leiden zu schildern, in der Hoffnung, er werde das

Wort finden, das mich erlöst. Aber keiner konnte mir bisher mehr sagen als Sie soeben.

Zu diesem Kongreß bin ich wahrlich nicht aus Wissensdurst gekommen. Meinetwegen mögen sie tanzen, saufen oder huren, anstatt ihre zweifelhafte Weisheit zu verzapfen. Hier sind viele, vielleicht ist einer darunter, der mir hilft."

Der Arme sah recht trübselig drein. Er dauerte mich und nicht weniger dauerte mich diese liebe Frau, die mit solcher Umsicht und Hingebung das Wrack ihres Gatten steuerte. Obwohl eine solche fixe Idee wenig Aussicht auf Heilung bietet, wollte ich doch wenigstens einen Trostversuch nicht unterlassen.

„Wenn Sie sich, Kollege," sagte ich „einbilden sollten, ein einzigartiger oder auch nur seltener Fall zu sein, dann befinden Sie sich nach meiner Meinung in einem für Sie offenbar verhängnisvollen Irrtum. Mir scheint, daß derartige Selbstbeschuldigungen bei jedem von uns Heloten der medizinischen Kunst so lange auf der Tagesordnung sind, bis mehrfache Wiederholung die notwendige Abstumpfung bewirkt. Nur schreit nicht jeder seine Mißerfolge in die Welt hinaus wie Sie. Auf jeden Tod folgt ein Akkusativ, lautet eine wichtige Regel der ärztlichen Grammatik. Hören Sie übrigens, was mir passiert ist!

„Ich hatte einmal einen ganz gewöhnlichen Neurastheniker zu beraten. Ich empfahl ihm einen Er-

holungsaufenthalt auf dem Semmering und verschrieb ihm einen nervenstärkenden Sirup. Werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich durch die Verordnung so unschuldiger Maßnahmen den frühzeitigen Tod meines Patienten herbeigeführt habe? Das kam nämlich so: Der Mann war folgsam, kaufte den Sirup und rüstete sich zur Reise auf den Semmering. Als er sich schon von seiner Frau verabschiedet hatte und sich eben anschickte, sein Haus zu verlassen, um zum Bahnhof zu fahren, bemerkte diese, daß von dem Boden der Reisetasche, die er trug, dickliche Tropfen zur Erde fielen, und sie machte den Gatten darauf aufmerksam. Das war offenbar der von mir verordnete vermaledeite Sirup, der in dieser Tasche verstaut und dessen Flasche aus irgendeinem Grunde zerbrochen war. Dieses Mißgeschick versetzte meinen Neurastheniker in maßlosen Zorn. Wütend packte er die Tasche und stieß sie mit Wut auf den Tisch. Da krachte ein Schuß und, von einer Kugel mitten ins Herz getroffen, sank er tot zu Boden. Die Untersuchung ergab, daß er neben die Sirupflasche eine geladene Pistole in seine Reisetasche gelegt, und daß sich die Waffe durch den heftigen Stoß entladen hatte.

So wurde auch ich zum Mörder eines Menschen. Und bin ich nicht Ihnen gegenüber noch im Nachteil? Ihre arme Patientin wäre damals doch unter allen Umständen zugrunde gegangen!“

„Gewiß, gewiß," antwortete Staub traurig, „aber doch nicht durch mich!"

Die beiden verabschiedeten sich bald von mir und gingen. Ich sah noch, wie die Blicke des Mannes aufmerksam den Garten durchforschten, vermutlich auf der Suche nach einem neuen Zuhörer.

*

Wir Dummen

Professor Kaltenbach, der eine der beiden führenden Chirurgen der Stadt, angetan mit seinem weißen Operationsmantel, dessen Ärmel aufgekrempelt waren, war in seinem Sprechzimmer mit der Untersuchung eines Patienten beschäftigt, der auf dem sonderbaren Möbel lag, das ein Zwischending zwischen einem Tisch und einem Liegestuhl darstellt.

Der Patient war sein alter Freund und Kollege, der Professor der Ohrenheilkunde Dr. Pinner.

Kaltenbach tastete soeben den Darm von innen ab. Er drückte, strich und knetete da und dort, um aus den verschwommenen Rapporten seines Tastgefühles vor seinem geistigen Auge eine plastische Vorstellung der inneren Gebilde erstehen zu lassen. Seine Seele saß in den Fingerspitzen. Die Verlorenheit seines Gesichtsausdruckes ließ erkennen, daß die Pforten aller anderen Sinne geschlossen waren. Wie der Musiker ganz Gehör sein kann, ist der Arzt zu Zeiten ganz Getaste.

Kaltenbach tastete leider nichts Gutes in dem Darm seines Freundes. Da war die Darmwand in eine derbe Geschwulst umgewandelt, dort war ein harter Knoten, dort eine Verwachsung mit den Nachbarorganen zu fühlen. Während er dies und das feststellte, arbeitete in seinem Gehirn ein Kinematograph, der ihm die einzelnen Phasen der Operation vorgaukelte, die hier bevorstand.

Es stand recht schlecht mit seinem Freunde Pinner. Das war ein schon sehr weit vorgeschrittener Mastdarmkrebs. Heilung war ausgeschlossen, aber ein chirurgischer Eingriff, wegen des drohenden Darmverschlusses, unbedingt notwendig.

Die Untersuchung war beendet. Pinner erhob sich, um sich anzukleiden, und blickte dem Chirurgen forschend ins Gesicht. Dieser war an den Waschtisch getreten und wandte ihm ein gutmütig lächelndes Gesicht zu, in dem keine Spur von den traurigen Gedankengängen zu erkennen war, die sich soeben dahinter abgewickelt hatten.

„Nun raten Sie mal, Pinnerchen, was Ihnen fehlt", begann der Messerheld in scherzhaftem Ton. „Ein schäbiger kleiner Polyp ist da. Ein harmloses Dingelchen, das zwicken wir Ihnen einfach ab. Schwapp! Und die Sache ist in Ordnung."

Mißtrauisch gedehnt kam es von den Lippen des anderen:

„Nichts weiter? Nichts Bösartiges?"

„Nein, nein, nichts weiter und nichts Bösartiges. Gelüstet es den Herrn vielleicht nach einem kleinen Mastdarmkrebslein oder einer ähnlichen Lustbarkeit? Kann leider damit nicht dienen. Hahaha, kann damit nicht dienen." Und er schüttelte sich vor Lachen, in das aber Pinner nicht einstimmte.

Als sich die Tür hinter Pinner schloß, ließ Kaltenbach sofort die anstrengende heitere Maske fallen und seine Miene wurde sorgenvoll. Ihm war unbehaglich zumute. Er fühlte, daß jener ihm nicht glaubte. Er hatte also seine Sache schlecht gemacht.

Er überlegte: Pinner wird sich nicht zufrieden geben und noch jemanden konsultieren. Der andere wird ihm selbstverständlich auch nicht die Wahrheit sagen, aber, da es zwar nur eine Wahrheit aber viele Lügen gibt, wird er ihm nicht dasselbe vorlügen wie Kaltenbach und Pinner wird aus der Verschiedenheit der Diagnosen den richtigen Schluß zu ziehen wissen.

Nun wußte aber Kaltenbach aus Erfahrung: Wer mit Kaltenbach nicht einverstanden ist, der geht zu Professor Curtius, dem zweiten klinischen Ordinarius der Chirurgie, und wer mit Curtius nicht zufrieden ist, der geht zu Kaltenbach.

Er begab sich zum Telephon und ließ sich mit Curtius verbinden:

„Lieber Curtius, soeben war unser armer Pinner bei mir. Er hat einen haushohen Mastdarmkrebs. Ich gestand ihm nur einen harmlosen kleinen Poly-

pen zu. Er schien mir aber nicht zu trauen und ich vermute, daß er sich schnurstracks auf den Weg zu dir gemacht hat. Dies zur gefälligen Kenntnisnahme. Servus!“

Tatsächlich stand eine Viertelstunde später Pinner vor Curtius. Nach einer sehr eingehenden und umständlichen Untersuchung ließ sich der letztere vernehmen:

„Uninteressant, lieber Freund, ganz uninteressant. Nur ein vorwitziges Kerlchen von einem Polypen hat den sonderbaren Geschmack, gerade in Ihrem allerwertesten Mastdarm herumzukugeln. Ein Schönheitsfehler, wenn Sie wollen, aber auch das gottlob nicht vor Damen, sondern höchstens vor einem Bandwurm, wenn Sie ein solches liebes Haustierchen besitzen. Hahaha!“

Diesmal lachte Professor Pinner aus vollem, erleichtertem Herzen mit. Jetzt glaubte er den Polypen.

Nach einer Woche hatte Professor Pinner nicht nur die Operation überstanden, sondern er war auch schon so weit, daß er Besuche empfangen durfte. Da er seiner Korrektheit und Liebenswürdigkeit wegen sehr viele Freunde in der Ärzteschaft besaß, kamen diese täglich in großer Zahl in das Sanatorium, in dem der Kranke lag, um nach ihm zu sehen, ihm Blumen zu bringen und ihm die Zeit zu vertreiben.

Da traf einmal eine ganze Gruppe von Kollegen in

dem Korridor vor dem Krankenzimmer zusammen. Sie plauderten mit jenem wohllüstigen Bedauern über den traurigen Fall.

Und einer von ihnen sagte lebhaft flüsternd:

„Wißt ihr, Kinder, ich greife mir an den Kopf und frage mich, wie das doch möglich sei. Da ist dieser Pinner ein intelligenter Mensch, ein Arzt und Wissenschaftler dazu und läßt sich einen Polypen für einen Mastdarmkrebs vormachen. Man wäre versucht darüber zu lachen, wenn die Sache an sich nicht so traurig wäre."

Die Zuhörer dieser Rede wechselten heimlich Blicke des Einverständnisses.

Denn, der also sprach, war der renommierte Augenarzt Dr. Geyer, auch ein intelligenter Mensch, Arzt und Wissenschaftler dazu und alle Anwesenden, mit alleiniger Ausnahme von ihm selbst, wußten, daß er in seinem Leibe einen mächtigen Leberkrebs beherbergte, der an den Wurzeln seines Lebensbaumes nagte. Sie hatten ihm dafür einen ungefährlichen Katarrh der Gallenblase eingeredet.

Ja, wenn wir Gescheiten dumm sind, dann sind wir dümmer als die Dummen.

Ende

KATALOG

Seite

MEIN WUNDERSAMES WACHSFIGURENKABINET

Wie es entstand 11
Das Kabinet 13
Ein Kinderhändchen 18
Die Uhr 23
Von Ibrahim und seinem Verleumder 29
Die zerbrochene Tintenflasche 44
Ergänzende Bemerkungen über das Wachsfigurenkabinet 59
Die Fliege 60
Dr. Oliva 65
Die Spinne 68
Der Zeigefinger 76
Roseol 87
Der Briefumschlag 102

Zweiter Teil: KRANKENGESCHICHTEN

Der hohe Blutdruck 121
Der Meister 121
Der Hypochonder 128
Das Gift 132
Eine Lebensrettung 141
Der Mann von vierzig Jahren 144
Undank 155
Orakel 161
Der „Rote Adler“ 164
Die sieben Weisen 171
Morphium 174

Seite
Mistbeete 179
Das Kindermädchen 179
Der Musiker 182
Hinter dem Branntweinschank 187
Arzt in Not 190
Im Hinterhaus 190
Die Kinderpension 192
Die Amerikanerin 198
Ingeborg 205
Inkognito 213
Der Gewissenswurm 220
Wir Dummen 228

COUNTWAY LIBRARY
HC 28SL 2